



*Wilhelm
Walloth*

*Aus
der
Praxis*

Aus der Praxis

Roman

von

Wilhelm Walloth

Leipzig

1887

Verlag von Wilhelm Friedrich

* * *

Textvorlage: Internet-Archive

Font (Überschriften): FoglihtenNo07 by glukfonts.pl

Vektorgrafik (Sternchen): Freepik (<http://freepik.com/>)

Buchdeckel: erstellt mit Hilfe von ArtWeaver und IrfanView

Die Rechtschreibung wurde gemäßigt aktualisiert.

I. Kapitel

In dem elegant eingerichteten Wartezimmer des Dr. Friedrich Kahler blätterte eine schwarzgekleidete, dichtverschleierte Dame bereits seit einer Stunde in dem großen, zum allgemeinen Gebrauch niedergelegten Album. Die hastige, zuckende Bewegung ihrer Hände, die Art, wie sie den hinter der Portiere des ärztlichen Studierzimmers verschwindenden Patienten nachblickte, verriet eine gewisse Spannung; auch konnte ein scharfes Auge die Erregung ihrer bald erlassenden, bald hocherrötenden schönen Gesichtszüge durch die Schwärze des verhüllenden Spitzenschleiers schimmern sehen. Der letzte vor ihr angekommene Patient wurde soeben durch den Gehilfen des Arztes mittelst eines kräftigem ›Herein!‹ in das Sprechzimmer gerufen; die junge Dame saß allein. Sie schloss das Album, beugte seufzend den Kopf, schenkte sich alsdann ein Glas Wasser ein und setzte es, ihren Schleier lüftend, mit zitternden Händen an die Lippen. Ihr schwer atmender Busen ließ auf ein Lungenleiden schließen, obgleich ihre Wange eine völlig gesunde Farbe trug. Indes schien ihr das kalte Wasser nicht zu behagen, der kleine Schluck, den sie genommen, ließ sie zusammenschauern, sie setzte das Glas auf den Tisch, stand auf und ordnete vor dem

prächtigen, goldumrahmten Spiegel ihre ein wenig exzentrische, von einer seltsamen Phantasie zeugende Kleidung, wobei es auffallen musste, wie wenig weibliche Anstelligkeit sie besaß. Als sich jetzt die Türe öffnete, um einen neuen hilfeschuchenden Patienten einzulassen, schlug die Dame sofort ihren Schleier über ihre fein geformten Züge, benahm sich aber im Übrigen so ungeniert, als befände sie sich zu Hause.

»Guten Tag,« sagte der neue Ankömmling, ein älterer, militärisch aussehender Herr, der den Arm in einer Binde trug. Die Dame räusperte sich, blätterte in dem Album und schwieg.

Da sich nun unter dem Rufe: »Herein!« die Türe des ärztlichen Studierzimmers öffnete, wollte der neue Ankömmling, wie es ihm, dem später Erschienenen ziemte, der Dame den Vortritt lassen, diese sagte jedoch mit einer singenden Stimme und nicht ganz dialektfreien Aussprache:

»Bitte, gehen Sie nur —«

»Aber Sie kamen doch vor mir?« wandte der Herr bescheiden ein.

»Tut nichts — ich warte,« sagte die Dame, sich unbehilflich verbeugend und an den ihr, wie es schien, ungewohnten Glacee-Handschuhen zupfend.

Der Herr folgte dem Diener, indes die Verschleierte,

die sich wieder allein sah, durch das Fenster hinab auf den Schlossplatz blickte, woselbst gerade das Musikcorps des Garderegiments einen Kreis formierte. Bald schmetterten die champagnersprühenden Töne eines Strauß'schen Walzers heraus, schienen jedoch die Nerven der Dame, anstatt sie zu besänftigen, nur noch mehr zu überreizen, wenigstens zog sie ihre schwarzen, ungemein delikat gezogenen Augenbrauen finster zusammen und murmelte einige unwillige Bemerkungen. Die goldene Pendüle, die vor dem Spiegel prunkte, zeigte gleich 4 Uhr; um vier Uhr pflegte Dr. Kahler seine Sprechstunde zu beenden, und als sich nach einiger Zeit der militärische Herr mit dem Arm in der Binde durch eine Hintertüre, die man laut erknarren hörte, entfernte, vernahm die Dame, wie der Gehilfe des Arztes die Türe des Sprechzimmers von innen schließen wollte. Sie räusperte sich, so laut sie vermochte; der junge Gehilfe, aufmerksam gemacht, öffnete noch einmal, streckte den Kopf durch die Portiere und sagte, als er die Anwesende bemerkte:

»Ach! Verzeihen Sie — der Herr Doktor muss um halb 5 an die Bahn — eine schwierige Operation in Frankfurt —«

Aber sein Herr unterbrach ihn mit der aus dem Sprechzimmer dumpf herausschallenden Frage:

»Noch jemand hier?«

Der Gehilfe verschwand, bis er nach einiger Zeit wieder erschien.

»Bitte, treten Sie ein,« sagte er zu der nun sichtlich zitternden, hocherregten Dame.

Als die Portiere sich hinter ihr rauschend geschlossen, sah sich unsere Freundin einem schwarzbärtigen Herrn gegenüber, der von einem Buche, in das er Notizen gemacht hatte, aufsaß und die Zigarre aus dem Munde nahm, die das ohnehin düstere Gemach mit bläulichem Nebel erfüllte.

»Bitte, setzen Sie sich,« sagte er, auf einen Stuhl deutend, der vor einem riesigen, mit Hörrohren und andren Apparaten bedeckten Tische stand. Die Dame nahm allen ihren Mut zusammen, räusperte sich und setzte sich, während der Arzt in einem wissenschaftlichen Buche blätternd frug, mit was er dienen könne.

Die Töne eines Regimentsmarsches schmetterten jetzt lauter denn zuvor an die Scheiben des Zimmers, wodurch die Dame augenscheinlich in eine noch peinlichere Verlegenheit versetzt wurde, sie begann mehrmals einen Satz, brach ab, begann einen neuen und beugte den Kopf schließlich in so tödlicher Verlegenheit auf die Brust herab, dass Dr. Kahler sich mitleidig zu ihr hinüberneigte.

»Ist Ihnen unwohl?« frug er höflich besorgt, »Sie haben wohl starken Kopfschmerz, bitte, vertrauen Sie mir

Ihr Leiden getrost an—«

»Mein Herr, erlauben Sie, dass ich mich Ihnen zuerst vorstelle: Fräulein Emma Pöhn,« stieß die Dame hervor, richtete dann den Kopf mit Würde in die Höhe und hatte nach kurzer Anstrengung sogleich ihre Fassung in einem solchen Grade wieder gefunden, dass der Arzt es für nötig fand, sich erstaunt ein wenig in seinem Strohstuhl zurückzubeugen.

»Ich bin durchaus gesund,« fuhr die Dame fort, nun einen kühlen, imponierenden Ton affektierend, der auch nicht verfehlte, eine verblüffende Wirkung auf den Doktor hervorzubringen, »durchaus gesund,« lächelte sie, »und Sie werden erstaunen, nenne ich die Ursache, die mich hierhergeführt.«

Der Arzt nickte bestätigend, als sei er darauf vorbereitet zu erstaunen. Sie lächelte, strich ihr Kleid glatt und wartete, bis eine rauschende Fanfare des Regimentsmarsches verklungen war, dann begann sie, während der Arzt ungeduldig mit einem Bleistifte spielte, von neuem:

»In meiner Lage befand sich wohl noch kein Weib, seit die Welt existiert,« sagte sie so gelassen als möglich, »wenngleich man behauptet, es gäbe nichts Neues unter der Sonne. Sie sehen, ich bin über die allerersten Jugendjahre hinaus, dennoch bin ich gezwungen zu heiraten. Ja, mein Herr, gezwungen! Ich verabscheue die

Ehe und komme nun in die Lage, mir einen Mann zu suchen! Ich fühle, dass ich edler handeln würde, dies nicht zu tun.«

Da sie nun schwieg, sah ihr der Arzt prüfend in die Augen, doch sie, diesen unzweideutigen Blick ignorierend, starrte längere Zeit düster vor sich nieder und zuckte erst, als der Regimentsmarsch plötzlich schwieg, wie aus einem bösen Traume erwachend empor.

»Sie sind ein Mann von Erfahrung, haben sich bereits einen Namen gemacht,« sagte sie in ihrer etwas singenden, gedehnten Weise, »ich denke, ich brauche mich vor einem berühmten Manne nicht anders zu zeigen, als ich bin. Sie werden mich für wunderlich halten, wenn ich mich Ihnen zeige, wie ich bin.«

»Gewiss nicht,« murmelte der Arzt, das gespannt prüfende Auge nicht von ihren Gesichtszügen entfernend, »reden Sie unumwunden.«

»Ich setze mich über die Meinung der Welt hinweg,« fuhr sie ruhig fort, »ich tat es von jeher, schon vor dem Tode meines Vaters, und werde es immer tun, ich verachte die Meinung der Welt. So hören Sie denn, ich lege Ihnen eine seltsame Frage vor.«

Sie hielt einen Augenblick inne, als beschwere sie der Tabaksdunst und fuhr in geschäftsmäßigem Tone fort, der indes ihre innerliche Erregung kaum zu bemänteln

imstande war:

»Haben Sie unter Ihren Patienten einen womöglich armen Mann, einerlei von welchem Alter, der an einer Krankheit leidet, die ihm kein langes Leben mehr gönnen wird?«

»Es wird sich wohl ein solcher finden lassen,« sagte der Arzt, von dem ein gewisser Verdacht wich, den er betreffs des Geisteszustandes Fräulein Pöhns gehegt, »aber bitte, reden Sie weiter — wenn hier ein Werk der Mildtätigkeit —«

»Gewiss nicht,« fiel ihm Fräulein Emma hastig in die Rede, »ich will mich nicht besser machen, als ich bin; mein Zweck ist ein ganz und gar egoistischer, total egoistischer. Wollten Sie mir die Adresse dieses Kranken — doch ich vergesse,« unterbrach sie sich, »der Kranke muss unverheiratet sein——«

Der Arzt lächelte ein wenig ironisch, schüttelte den Kopf und streifte die schöne Seltsame wieder mit seinem zweifelnden prüfenden Seitenblick.

»Unverheiratet?« sagte er zögernd.

»Allerdings,« erwiderte Fräulein Emma Pöhn, dem Blick des Arztes mit einer gewissen herausfordernden Scheu begegnend, »doch ich glaube, Sie halten mich nicht recht für zurechnungsfähig, wenn ich Ihnen nicht betreffs meines merkwürdigen Gebarens sobald als

möglich nähere Auskunft erteile. Wenn Sie Zeit haben, wird die Aufklärung, die ich Ihnen zu geben habe, bald jeden Ihrer Zweifel zerstreuen.«

Sie hatte dies mit einer Würde gesagt, die an Kälte streifte, wie sie denn während des ganzen Zwiegesprächs eine große Gemütskälte zur Schau zu tragen suchte. Der Arzt sah nach der Uhr.

»Ihre Mitteilung interessiert mich in mannigfacher Weise,« sagte er, abermals ein Lächeln unterdrückend, »ich werde mit einem späteren Zuge fahren! Bitte, reden Sie weiter.«

Er legte die Zigarre weg, streifte den Vorhang am Fenster ein wenig zurück, schlug ein Bein über das andere und nahm sich vor, das nun etwas heller beleuchtete Gesicht des Fräuleins mit dem ganzen Aufwand seines medizinischen Scharfsinns zu studieren. Fräulein Pöhn verharrte in ihrer geheuchelten Gleichmütigkeit und begann ihren Bericht in einer etwas gesuchten Ausdrucksweise, der man anhören sollte, dass sie sich einer gewissen höheren Geisteskultur teilhaftig gemacht.

»Ich lebte,« erzählte sie, »bis vor kurzem auf dem Dorfe Rheinheim in der Nähe von D., als einziges Kind meines Vaters, des Pfarrers, der mir, ich darf es wohl gestehen, eine sehr gute Erziehung angedeihen ließ. Schon in frühster Jugend auf der Schulbank, war ich

indes mit den Dogmen der christlichen Kirche, die mein Vater mir beibringen wollte, nicht völlig einverstanden, was mir mein guter Vater jedoch nicht übelnahm, da ich sonst rasch und willig lernte. Meine Mutter, die ein armes Bauernkind gewesen und die mein Vater ihrem häuslichen Elend, besonders der schlechten Behandlung ihrer Eltern entzogen, befasste sich freilich wenig mit meiner Erziehung; mein Vater war von mildem, fast schwachem Charakter, und so wuchs ich ziemlich wild auf. Ich übergehe meine Jugend. Als ich kaum das zehnte Lebensalter erreicht, traf uns ein großes Unglück, meine Mutter nämlich, die unter der rohen Behandlung ihrer Eltern sehr gelitten hatte, sowohl körperlich als geistig —« die Erzählerin begann sich zu verwirren, »es wurde mir erzählt, man habe sie oft misshandelt—«

Sie hielt inne, fuhr dann aber, nachdem sich ihre Stirne einen Augenblick verfinstert und ihre Stimme sich belegt hatte, mit Fassung fort:

»Wir zogen vor einigen Jahren nach der Stadt. Da ist eine Türe in dem neuen Hause, das wir in der Stadt bezogen, die sich nur für mich öffnet, durch die, außer dem meinen, noch kein Fuß geschritten und die von jedem der wenigen Freunde, die uns besuchen, mit Scheu betrachtet, ängstlich vermieden wird. Hinter dieser Türe, in dem stets verdunkelten Zimmer, liegt einem lebenden Wesen nicht mehr ähnlich nun schon seit

Jahren eine Unglückliche, meine Mutter.«

Wiederum hielt sie inne, zog die zitternden Augenbrauen schmerzlich zusammen und suchte ihre aufquellende Gemüterschütterung mit der ganzen Kraft ihres starken Charakters niederzuhalten. Der Arzt betrachtete sie mit Teilnahme und als sie jetzt mit leiser, bebender, fast verschämter Stimme sagte: »Eine unheilbare Geisteskrankheit!« zuckte er zusammen und suchte in der Tat bewegt nach Worten des Mitgefühls. Sie jedoch war ihrer Schwäche bald Herr geworden.

»Was ist da zu ändern,« fuhr sie fort, »ich muss es tragen und ich erfülle meine Pflicht, darf ich wohl sagen, ich erfülle sie freudig. Nur von mir nimmt die Unselige Speisen an, nur von mir lässt sie sich reinigen, ich muss sie zeitweise im Zimmer auf und ab tragen, wenn sie ihr phantastisches Angstgefühl überfällt, und ich muss sie oft beruhigen, wie man ein Kind beruhigt. Ich lasse gewöhnlich alle Türen der ganzen Wohnung offen, um auf das geringste Geräusch, das aus ihrem Zimmer dringt, zu ihr eilen zu können, ich koche, ich arbeite, ich lebe nur noch für sie, die kaum mehr den Lebenden beigezählt werden darf. Sie mögen sich denken, welches Dasein ich führe, wie öde, wie einsam ich zwischen meinen vom Wahnsinn verfinsterten Wänden sitze. Vielleicht ist es Ihnen nun auch verständlich, als Arzt verständlich, wenn ich Ihnen sage, dass ich, immer von den krankhaften

Gebilden einer Geisteskranken umgeben, immer dieses Elend vor Augen, selbst zuweilen fürchte geisteskrank zu werden; vielleicht werden Sie es nach solchen Erlebnissen entschuldigen, wenn ich auf die sogenannte sittliche Weltordnung nicht aufs Beste zu sprechen bin.«

»Solche Erlebnisse können freilich auch das mitfühlendste Herz verbittern,« entgegnete der Arzt mit weicher, teilnehmender Stimme.

»Doch bitte, hören Sie weiter,« begann sie aufs neue, den wärmeren Ton, in welchem der Arzt mit ihr verkehren wollte, absichtlich ablehnend. »Es kann Sie schwerlich wundernehmen, wenn ich Ihnen sage, dass ich, besonders da unsre pekuniären Verhältnisse nicht eben die glänzendsten waren, nie daran dachte zu heiraten und dass sich auch schwerlich jemand gefunden haben würde, der die Tochter der Geisteskranken zum Eheweib begehrte, schon deshalb nicht, weil dieser unglückliche Ehegatte meine Mutter sozusagen mit mir zugleich hätte heiraten müssen, denn selbstverständlich hätte mich die Ehe nicht abhalten können, meine Mutter weiter zu pflegen. Es fand sich auch kein Freier, was mir sehr angenehm war, denn — offen herausgesagt — ich hatte von jeher eine Abneigung gegen die Ehe, die sich noch bedeutend steigerte, als ich die neueste Philosophie, besonders als ich Schopenhauer kennenlernte —«

»So? Sie haben Schopenhauer gelesen,« unterbrach sie

der Arzt respektvoll.

»Ich schätze mich glücklich, diesen Geist kennengelernt zu haben,« fuhr sie, ein wenig stolz auf ihre Starkgeistigkeit fort. »Kurzum ich hasste die Ehe; ich lernte von den Frauen gering denken und hielt die Männer ebenfalls nicht sehr hoch, wenigstens flößten mir die jungen Kandidaten, mit denen mein Vater umzugehen gezwungen war, keinen sonderlichen Respekt ein. Nun besuchte uns zuweilen ein alter, grillenhafter Onkel, der es sich in seiner jovial mephistophelischen Weise in den Kopf gesetzt hatte, mir andere Begriffe über Männerwelt und Ehe beizubringen. Der Mann, der eine reiche Frau geheiratet, wusste diesen Reichtum als geschickter Jurist ins Bedeutende zu steigern; er hatte seine Jugend, wie man sagt, allzu reichlich genossen, es hing ihm noch etwas Burschikoses, Lebemännisches an und er glaubte nun, er dürfte uns, da wir seine Erben seien, tyrannisieren. Das tat er denn auch, obgleich wir uns seine Schroffheiten keineswegs gefallen ließen, wo er nur konnte. Nach seiner Vorschrift musste gehandelt werden, ihm musste gehuldigt werden, und wehe uns, wenn wir zu widersprechen wagten. Besonders mich pflegte er unaufhörlich zu ärgern, suchte mir, obgleich er ihn selbst gern las, Schopenhauer zu verleiden und behauptete, ein weibliches Wesen, das keine Ehe einging, sei nur ein halbes Wesen, ein Unding. Ich blieb ihm keine Antwort schuldig, ward ihm zuweilen sogar recht

unliebenswürdig, was ihn indes eher zu erfreuen schien, und als ich ihm bewies, dass ich schon durch die außergewöhnlichen Verhältnisse, in welchen wir lebten, gezwungen sei, ehelos zu bleiben, behauptete er, gerade ich müsste heiraten und zwar ganz unbedingt, denn nur die Ehe könnte meinen sich mehr und mehr verdüsternden Geist aufhellen, ihm eine heilsame Ablenkung geben. Ich sehe den alten heißblütigen Rechtsanwalt noch immer hinter seiner Weinflasche sitzen, wie er mit nachdrucksamen Gebärden seine Rede über die Ehe begleitete. Mein alter Vater saß vor ihm, sein Haupt billigend wiegend und aufmerksam dem Beweise folgend, den ihm der scharfe Advokat, der sich so gerne sprechen hörte, mit ungewöhnlicher Präzision entgeschleuderte. Ich ging ab und zu, kochte, sah nach der Mutter und warf zuweilen eine spitzige Bemerkung hin, die der greise Redner widerlegte, stolz darauf, dass er in seinem 80. Jahre noch so gut disputierte. Kurze Zeit darauf starb Onkel Konrad am Schläge; ich dachte von jeher, dass er am Schlag sterben würde, er war so sanguinisch, so aufgereggt. Ich kann sagen, sein Tod ging mir nahe, er berührte mich umso tiefer, als mein armer Vater kurz vorher ebenfalls der Welt Lebewohl gesagt und ich mit meiner kranken Mutter allein in der Welt stand. Ich komme nun zum Schluss, Herr Doktor, zu dem Punkt, um den sich alles dreht und der Ihnen die gewünschte Aufklärung über mein

seltsames Gebaren geben wird. Mein Onkel hatte mir seine ganzen Reichtümer testamentarisch vermacht, Haus, Hof und Gut; aber in dem Testament befand sich eine Bedingung, die mir so unerhört schien, dass ich anfangs die ganze Erbschaft mit Entrüstung zurückzuweisen entschlossen war.«

Dr. Kahler neigte sich gespannt lauschend zu der Sprecherin hinüber, diese errötete ein wenig, fuhr sich mit dem Taschentuch über die Lippen, und suchte alsdann ein Lächeln zu erzwingen.

»Erst an dem Tage,« fuhr sie mit immer sicherer werdender Stimme fort, »sollte mir die Erbschaft zufallen, an welchem ich meine Hand am Altar einem Manne gereicht.«

Sie unterbrach sich und sah einmal so scheu zu Doktor Kahler empor, als fürchte sie durch ihre Enthüllung dessen Geringschätzung oder gar Abscheu herausgefordert zu haben. Der Doktor verzog indes den Mund ein wenig zum Lächeln, schüttelte dann aber ernst das bärtige Haupt und murmelte vor sich hin:

»Sonderbar, dass die meisten Menschen ehe sie mit dem Tode abgehen, glauben, sie müssten sich von irgendeiner interessanten Seite zeigen.«

»Da haben Sie recht,« entgegnete Fräulein Emma Pöhn, erfreut darüber, dass ihr Gegenüber die Sachlage

ernstzunehmen begann. »Wie oft liest man von wunderlichen Testamenten; ich habe dergleichen Wunderlichkeiten stets für Erfindungen mäßiger Zeitungsschreiber gehalten und nun komme ich selbst in die Lage, in einer derartigen Komödie zu figurieren, die für mich freilich eher tragischer Natur ist. Es scheint für den Sterbenden ein gewisser Reiz darin zu liegen, die Lebenden durch irgendeine Absonderlichkeit zu verblüffen, als wenn hierdurch das Gedächtnis an den Geschiedenen länger erhalten bliebe.«

»Sie wollen nicht vergessen, dass der Reichtum gar manche Grille ausbrütet,« warf der Arzt ein, »doch in Ihrem Falle hat der Verstorbene so ganz unrecht nicht. Eine Ehe könnte eine ganz günstige Wirkung auf ihr Geistesleben ausüben.«

»Und das sagen Sie? Ein Arzt?« fiel sie ihm heftig ins Wort, »Sie, der doch wissen muss, wie leicht,—« sie brach ab und fuhr mit zitternder Stimme fort, »wie leicht sich Geisteskrankheiten vererben?«

Sie errötete, erblasste dann sehr tief und sah mit dem Ausdruck eines großen unauslöschlichen Seelenleids vor sich nieder, sodass Dr. Kahler, erschrocken einlenkend, von Mitgefühl erfasst, ihr Mut, einzuflößen suchte.

»Es ist unbedingt notwendig, dass Sie sich zerstreuen,« sagte er mit weicher Stimme, »das Leben, das Sie führen, muss Sie in kurzer Zeit aufreiben, denn nichts ist

gefährlicher, als tagelanges Alleinbleiben und Grübeln über Unabwendbares; Sie müssen Gesellschaft aufsuchen und zwar heitere Gesellschaft, damit Sie das traurige Bild gewaltsam vergessen lernen, das Sie täglich vor Augen haben. — Am besten wäre es — wenn Sie dem düstern Anblick für immer entfliehen könnten, das würde Ihre angegriffenen Nerven wiederherstellen, würde Ihnen die Welt wieder in schönerem Lichte zeigen. Könnten Sie die Kranke nicht in einer Irrenanstalt unterbringen?«

Fräulein Pöhn erklärte mit einfachen, festen Worten, dass sie dies letztere nie tun werde, sie halte eine derartige Erleichterung ihrer Lebensaufgabe für ein Verbrechen, sie wolle ihre Mutter bis ans Ende pflegen und würde sie niemals fremden Händen anvertrauen. Sie sagte dies mit so schlichten, starken Worten, dass der Arzt, fast beschämt, nicht das Herz hatte, etwas Weiteres dagegen einzuwenden. Er neigte ergriffen das Haupt und sah dem Mädchen alsdann mit einem Blick innigster Hochachtung in das klare große Auge. Nach einiger Zeit begann er mit unsicherer Stimme:

»Ich glaube, nach dem, was sie mir erzählt haben, nicht, dass sich die Geisteskrankheit Ihrer Mutter in Ihrer Familie forterbt, da nicht angeborene Anlagen, sondern traurige Gemütszustände, fortgesetzte schlechte Behandlung die Krankheit Ihrer Mutter herbeigeführt. Etwas anderes ist es, wenn das Leiden ohne jede äußere

Veranlassung ausbricht.«

»Einerlei!« entgegnete sie rasch, »man soll das Schicksal nicht auf die Probe stellen. Vielleicht ist der Widerwille, den ich der Ehe entgegenbringe, ein Fingerzeig der Natur; ich hatte mir vorgenommen, auf die Ehe völlig zu verzichten; ein Wesen, wie ich es bin, sagte ich mir, eine vom Schicksal Gezeichnete, begeht ein Verbrechen, wenn sie heiratet! Nun kommt diese Erbschaft, die uns auf einmal allen Nahrungssorgen entreißen würde, die so viel dazu beitragen könnte, das unselige Los meiner Mutter zu verbessern, ihre letzten Lebenstage zu verschönen. Ich würde in das prächtig ausgestattete Haus des Onkels ziehen, die Mutter erhielte ein größeres luftiges Zimmer, ihr Bett würde, da sie sich oft wund liegt, mit Luftkissen versehen werden, ich könnte ihr beständig ihre Lieblingsspeisen kochen; sehen Sie, das Essen blieb ihr einziger Genuss — ich könnte ihr einen Fahrstuhl machen lassen — kurzum, ich könnte ihr jede nur irgend mögliche Bequemlichkeit verschaffen. Mit dem Tode meines Vaters erlosch unsre kleine Pension; ich selbst könnte mir ja durchhelfen, aber nun dieses Elend, ohne genügende Mittel es zu lindern! Ich darf nicht daran denken.«

Wiederum hielt sie einen Augenblick inne, sah starr vor sich nieder, schüttelte sich dann ein wenig und begann fortzufahren:

»So bin ich denn nach langem, schwerem Kampfe zu einem Entschluss gekommen, zu dem Entschluss, mich um die Meinung der Welt möglichst wenig zu kümmern, dem Wohl meiner Mutter ein Opfer zu bringen. Mögen die Leute dazu sagen, was sie wollen, sie kennen die Verhältnisse nicht, haben keinen Überblick über meine Lage und dann bin ich ja auch, wenn ich die Erbschaft antrete, zum Glück so gestellt, dass ich das Gerede der Welt kühn verachten darf.«

»Sie folgen also dem Willen Ihres Onkels?« frug Dr. Kahler gespannt, »ah — jetzt begreife ich — warum Sie —« er brach ab, zündete seine Zigarre an und begann eine auffallende Unruhe zu zeigen.

»Ja, Herr Doktor,« sagte sie ruhig, »ich heirate, wie es sein letzter Wille ist — nur gehe ich ein wenig jesuitisch dabei zu Werk.«

Ihr schönes Gesicht nahm einen naiv-trotzigen Ausdruck an, der des Doktors Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte, als sie nach einer Pause mit leiserer Stimme fortfuhr:

»Ich werde heiraten! Aber, um möglichst bald wieder selbstständig dazustehen — einen todkranken Mann! Auf diesen Ausweg verfiel ich gestern Nacht, als mich das Nachdenken über diese ganze peinliche Angelegenheit nicht schlafen ließ. Ich war kaum ein wenig eingeschlafen, als ich plötzlich wieder emporfuhr, und da

ging es wie eine Offenbarung in mir auf. Wenn du einen Sterbenden heiratest, sagte ich mir mit der Sophistik des Unglücks, tust du ja noch an dem Armen ein gutes Werk, dessen letzte Stunden du mittelst deines Reichtums verschönern kannst. Ich weiß sehr wohl, dass dies egoistisch gedacht ist, was aber bleibt mir, wenn ich meiner Mutter traurige Tage verschönen will, wenn ich uns dem drückendsten Elend entreißen will, andres übrig? Stellen Sie es sich nur vor! Eine Wahnsinnige, die Mangel leidet...?«

Der Arzt blies heftige Rauchwolken vor sich hin und frug dann ein wenig ärgerlich:

»Und ich soll Ihnen jenen todkranken Mann unter meinen Patienten auswählen, den Sie zu beglücken gedenken?«

»Wenn Sie nicht wollen, wird sich ein anderer finden,« meinte sie mit erzwungener Ruhe.

»Ich bewundere Ihre Energie,« sagte er dann herb.

»Die braucht man im Leben,« erwiderte sie ebenso kalt.

Es entstand eine peinliche Pause. Der Arzt schien unschlüssig. Sein Auge irrte im Gemach umher, er begann die Zigarre unruhig zwischen den Lippen zu drehen.

»Ich muss Ihnen gestehen,« sagte er rau, »dass mir

diese Art, Ihnen zu einem Manne zu verhelfen, ebenso sonderbar wie widerwärtig vorkommt. Ich glaube, ich kann mich nicht entschließen, Ihrer Bitte entgegenzukommen.«

»Und warum nicht?« frug sie aufstehend, die schönen Lippen aufeinander pressend, »indes, wie Sie wollen.«

Sie trat einen Schritt dem Ausgang entgegen, während er, die Zigarre im Mund, am Schreibtisch sitzen blieb.

»Sind Sie fest entschlossen,« frug er noch einmal, »eine solche abenteuerliche Ehe einzugehen?«

»Was ist abenteuerlich?« gab sie zurück, »es kommt nur darauf an, von welcher Seite man die Sachlage betrachtet. Uns modernen Europäern kommt vieles abenteuerlich vor, was einem Beduinen oder einem Menschen vergangener Zeiten als etwas durchaus Gewöhnliches erschienen wäre. Sie verblüfft dieser Fall, weil er Ihnen zum ersten Mal mit seiner vollen Neuheit und Seltsamkeit vor Augen tritt; hätten Sie so lang darüber nachgedacht wie ich, er würde alles Ungewöhnliche für Sie verloren haben, wie er es für mich verloren hat. Ich habe mich an das Abenteuer so sehr gewöhnt, dass es keines mehr für mich ist.«

Sie hatte die Türklinke erfaßt, ließ diese jetzt los und trat auf den noch immer nachdenklich Dasitzenden zu.

»Können Sie mir,« sagte sie ernst, »meinen Egoismus

wirklich nicht verzeihen? Und ist meine Handlungsweise denn völlig egoistisch? Handle ich nicht unter dem Zwang der Notwendigkeit?«

»Ich muss Ihnen das zugestehen,« sagte er langsam, als prüfe er seine eigene Entscheidung, »doch —« er schwieg und setzte dann ganz rasch hinzu, ohne recht zu wissen, was er sagte: »warum wollen Sie es nicht einmal mit einem Gesunden probieren?«

Er runzelte darauf die gesenkte Stirne ein wenig; sie bemerkte das, sah ihn erstaunt an und entgegnete nach einer Pause: »Sie wissen es ja, warum nicht!« .

»Ach so!« sagte er errötend und sich tiefer herabneigend fügte er hinzu: »Dann gefiele mir es, offen gestanden, immer noch besser, Sie wiesen die Erbschaft von sich und ertrügen das Unvermeidliche so gut es eben gehen will.«

»Raten Sie mir das wirklich?« frug sie erstaunt, indem ein tiefer Ernst ihre Züge überschattete.

»Sie mögen recht haben,« fuhr sie leiser fort, als der Doktor schwieg, »obgleich Sie nicht wissen, was Sie von mir verlangen, welche Entbehrungen meiner harren, welche Opfer ich bringen muss, welche dunklen Pläne zuweilen von meinen Sinnen Besitz nehmen. Aber trotzdem, wenn Sie mir diesen Rat geben, will ich versuchen, die finsternen Gedanken zu verscheuchen, die

alsdann, zuweilen Einlass begehrend, an mein Herz pochen werden!«

»Finstere Gedanken?« frug er wie träumend, neigte dann den Oberkörper langsam in den Sessel zurück und sah ihr ernst in das finster brütende Auge, in dessen verschleiertem Glanz er zu lesen suchte.

Und was las er in diesen Zügen? Unwillkürlich schrak er zurück, als er einige Zeit in dieses unter den schwarzen, hochgewölbten Brauen blitzende Auge gesehen. Vor einigen Tagen hatte er die berühmte Clara Ziegler in Grillparzers Medea bewundert. An diese Medea, wie sie über dem letzten, blutigen Entschluss brütet, musste er plötzlich denken, als er das seltsame Mädchen so in sich gekehrt, so starr in die öde Luft blickend an der Türe stehen sah. Er zuckte zusammen; welcher Tat wäre diese leidenschaftliche, starke Seele fähig, dachte er; nein! Da gibt es keinen Ausweg! Sogleich bemühte er sich zu lächeln, stand auf und erfasste die Hand Fräulein Pöhns.

»Nein, mein Fräulein, achten Sie nicht auf meine Worte,« sagte er herzlich, »ich habe mich geirrt! Handeln Sie nach Ihrem ersten Entschluss, es ist das Beste, das kleinere von zwei Übeln. Ich werde Ihnen behilflich sein.«

»Ich danke Ihnen,« sagte sie tonlos, ganz kalt.

»Wollen Sie mich morgen um diese Zeit wieder besuchen?«

Sie nickte und er fuhr in einem Tone fort, dessen Leichtfertigkeit seine tiefe, innere Bewegung bemänteln sollte:

»Da ist unter meinen Patienten,« warf er hin, »ein armer Maler, er heißt Paul Steinacher, dem hat die undankbare Muse so übel mitgespielt, dass ich vor einigen Wochen gerade noch recht kam, ihm ein Gegengift wider das Arsenik beizubringen, das er in einem Anfall von Katzenjämmerlichkeit genommen. Ich habe den jungen Mann in der Tat recht liebgewonnen, während der Zeit, da ich ihn behandelt und ich würde es ihm von Herzen gönnen, wenn er seine letzten Lebenstage statt in einer windigen Dachwohnung in einem guten Krankenhause bei ordentlicher Nahrung beschlösse.«

Er schwieg, ein Lächeln erzwingend.

»So wird er sterben?« frug Fräulein Pöhn nicht ohne eine gewisse Teilnahme.

Des Arztes Gesicht verdüsterte sich einen Augenblick.

»Voraussichtlich!« warf er achselzuckend hin, »ich möchte es ihm fast wünschen. Schade um den talentvollen Jüngling. Das Gift hat seinen ohnehin durch erzwungene Hungerkur angegriffenen Körper zu stark

mitgenommen. Doch genug hiervon.«

Er zog die Uhr.

»Es ist Zeit, dass ich gehe,« unterbrach er sich, »ich werde also morgen das Vergnügen haben. Inzwischen werde ich den Patienten vorbereiten und da er mir sehr freundschaftlich zugetan ist, zweifle ich nicht, dass er nichts gegen die seltsame Verbindung einzuwenden hat.«

Fräulein Pöhn verabschiedete sich, da sie empfand, wie Dr. Kahler das Thema abubrechen wünschte. Sie versprach, die nötigen Papiere, aus welchen er die ganze Angelegenheit näher kennenlernen werde, ihm durch ihren Rechtsanwalt einhändigen zu lassen; mit diesem Rechtsanwalt bitte sie das weitere ausführlicher zu besprechen.

Nachdem sie das Zimmer verlassen, stand der Arzt noch so lange sinnend am Fenster, bis er die schlanke, schwarze Gestalt über den Schlossplatz gehen sah, dann von dem eintretenden Diener an den harrenden Wagen erinnert, riss er sich aus seinen Träumereien, kleidete sich rasch an und eilte hinab.

Das Mädchen, musste er sich gestehen, war durch eigenartige Schicksale in ein eigenartiges Wesen verwandelt werden, aber je länger er über sie nachsann, desto geheimnisvoller wurde ihm ihr Auge, ihre ein wenig stark ausgeprägte Stirne, ihr eigentümlich

ländlicher Dialekt, überhaupt das wunderbar Ungenierte und dabei Sichere, Nachdenkliche ihres Benehmens.

Den Kindern Geisteskranker, wenn sie gesund bleiben, verleiht die Natur oft außergewöhnliche Geisteskräfte — hatte der Arzt hier ein solch wunderbares Wesen vor sich, das unter dem schwülen, exotischen Hauch des Wahnsinns herangereift, besonders glänzende Geistesschwingen erhalten? War dies eines jener unglücklich-glücklichen Wesen, deren reiche Talente aus Grauen, Trümmern und Moder erblüht sind?

Als er nach der Bahn fuhr, begegnete er ihr im raschen Vorbeifahren noch einmal und fühlte, als sie ihn jetzt lächelnd grüßte, ein mit Hochachtung gemischtes Mitleid in seine Brust dringen. Wenn er sich die ganze Sachlage klarlegte, die Rolle, die er spielen sollte, verdeutlichte, befiel ihn stets ein Missbehagen und zuweilen kam es ihm zu Sinne: wie, wenn das, was du eben vernommen, die phantastische Erfindung einer tatsächlich Geisteskranken gewesen wäre? Doch ihr Vortrag war so ruhig, so sachlich, dass er diesen Zweifel bald fallen ließ. Und doch war er, als er jetzt aus dem Wagen stieg, so zerstreut, dass er sein Etui voll kostbarer Instrumente vergaß und am Billettschalter sich einige Zeit auf sein Reiseziel besinnen musste. — Wie ihn der Lärm, das Fahren, Laufen, Lachen betäubte! Er hätte einem beständig »Kaffee« in vier Sprachen schreienden Kellner

einen Verweis erteilen mögen, so unzufrieden war er mit sich selbst; das »Achtung«, »Vorgesehen« der vorübereilenden Gepäckträger störte ihn, als sei es nur an ihn allein gerichtet, kurz, sein sonst so energischer, selbstbewusst ironischer Charakter war wie niedergehalten, wie gedämpft.

Ärgerlich über seine Versunkenheit schritt er nach dem Wartesaal I. Kl., sich gewaltsam verbietend, an die ganze, sonderbare Angelegenheit zu denken

»Kaffee,« ertönte noch immer des sprachfertigen Kellners Stimme, als er eben den Saal betreten und mitten im Gedränge der Passanten sich ihm eine Hand auf die Schulter legte.

»Wie Doktor, Sie hier?« frug es ihn.

»Ah, Rechtsanwalt Heinheimer,« sagte Kahler zerstreut, einen kleinen Mann bemerkend.

»Wohin, mein Bester?« schrie der kleine behäbige Rechtsanwalt, um sich im Lärm verständlich zu machen.

»Operation in Frankfurt, reiche Bankierfamilie,« erklärte der Arzt rasch.

»Ah!« rief Herr Heinheimer, »man merkt, Ihr Ruhm vergrößert sich von Tag zu Tag; Sie sind ein berühmter Mann, eine Autorität...«

»Alter Herr — Schlaganfall,« sagte Kahler ein wenig geschmeichelt, »werde das eine Auge herausnehmen

müssen...«

»So, so! Gut, dass Sie nicht mich zu malträtieren brauchen — bin Gott sei Dank gesund,« fuhr der joviale Rechtsanwalt fort, einen scheuen Blick auf den Instrumentenkasten werfend, »aber was ich Ihnen sagen wollte, werde morgen das Vergnügen haben...«

»Morgen?« frag Kahler zerstreut.

»In einer sehr wunderlichen Erbschaftsgeschichte,« setzte der kleine Herr hinzu.

»Was?« stieß der Arzt erschrocken heraus.

»Hm? Mein Bester? Höre in dem Lärm nicht gut,« gab der Rechtsgelehrte zurück, indes der Menschenstrom die kleine Gestalt vier Schritte weit von der Tür wegriß.

»Sind Sie der Rechtsanwalt,« stieß der Arzt hervor, »mit dem Fräulein Pöhn jene Erbschaftsangelegenheit ordnet?«

»Ah! Sie wissen schon? Das Fräulein hat Sie bereits besucht?« lachte der Rechtsanwalt, »desto besser, erspart Einleitung, kostet das Fräulein 3 Mark weniger! Seltsamer alter Kauz, der Todesverblichene — nicht wahr? Doch hören Sie, Ihr Zug pfeift — komme von Mainz — leben Sie wohl — auf morgen also —«

Der Jurist empfahl sich, das heißt, er wurde von der Menge hinweggewirbelt und der Arzt schritt wie im Traume seinem anfahrenden Zuge entgegen. Also

Wahrheit! Es verhielt sich alles so, wie sie angegeben? Es ließ sich nicht mehr zweifeln? Erst als er, im Coupé sitzend, einmal rasch sein Etui öffnete und ihm die wohlgeordnete Reihe der glänzenden Messer entgegenlächelte, kam wieder Sicherheit in seine Seele. Pflichterfüllung, das war es, das half ja auch ihr über den Jammer ihrer Tage hinweg! Pflichterfüllung bis zur Selbstaufopferung!

Sein ganzes Denken konzentrierte sich mit einem gewissen Stolz auf den ernstesten Krankheitsfall, den er jetzt in Frankfurt zu behandeln hatte, er fühlte Kraft in den Händen, Mut im Auge und es durchströmte ihn jene beruhigende, erhebende Empfindung, die uns ergreift, wenn unser Vollbringen unsrem Wollen die Waage halten kann. —

* * *

II. Kapitel

Am folgenden Tag sehen wir Herrn Dr. Kahler nebst Fräulein Pöhn vor einem baufälligen Hause der Altstadt aus einer Mietskutsche steigen und sehen beide einen kleinen schmutzigen Hof durchwateten. Es hatte geregnet, der Frühling war indes noch nicht bis zu diesen alten Stadtmauern vorgedrungen, die grau und schläfrig ihre rieselnden moosigen Steine zeigten, wie Bettler, die hilfesuchend ihre Blößen enthüllen. Emma befand sich in nicht geringer innerer Erregung, die sie vergeblich vor ihrem Begleiter zu verbergen suchte; sie hörte wie im Fieberhalbschlaf den Regen leise durch die morsche Dachkandel rinnen und sein eintöniges Lied singen; ein feuchter Geruch von verfaultem Stroh drang aus der Holzgalerie, über deren schwankende Dielen sie beide jetzt wandelten, drüben an der zerbrochenen Sprosse der Feuerleiter, die von verrosteten Klammern getragen wurde, hing ein durchgeweichter Filzhut, ein melancholisches Symbol geschwundener Herrlichkeit; drunten die Gasse, in die sich der Brunnen entleerte, die Wäsche, die von der Galerie herabhing, der graue Himmel und der fern über die Dächer der Stadt herüberragende, in Duft gehüllte Kirchturm vervollständigte das Bild trübseliger, missmutiger Einsamkeit und legte um das für Natureindrücke empfängliche Gemüt des Mädchens eine bange,

ungeduldige Spannung. Der Arzt hatte sie gebeten, einen Augenblick auf der Galerie zu warten, er wolle sich vorher überzeugen, ob sein Patient bereits angekleidet sei.

So stand jetzt Emma allein auf der feuchten, im Winde schwankenden Brücke und versuchte, das beängstigende Herzklopfen der Erwartung zu unterdrücken, indem sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre armselige Umgebung lenkte. War es ihr doch zuweilen, als sei sie im Begriff, ein Verbrechen zu begehen, doch sobald im hintersten Winkel ihres Bewusstseins eine derartige Empfindung aufsteigen wollte, frug sie sich mit einem trotzigen Erstaunen, was denn Verbrecherisches sei an einer Handlung, zu der sie noch überdies durch außerordentliche Schicksale gezwungen werde? Und ob man denn, wenn man über eignen Geist und Verstand zu verfügen habe, sich nicht von der Meinung anderer emanzipieren könne? Nein! Sie wollte selbstständig sein, und begehe sie eine Torheit — was kümmere es die Welt, wenn sie töricht sein wolle?

So stand sie fröstelnd, von mannigfachen Vorstellungen gequält, und sah in den kleinen Hof hinab, wo soeben zwei Ratten aus einer Maueröffnung schlüpfen und sich nach etwas Essbarem umschaute.

Sie stützte sich auf das Geländer und verfiel für einige Augenblicke in jene träumerische Geistesabwesenheit,

wie sie uns öfter zu überfallen pflegt, wenn wir nach langen, ermattenden Gemütskämpfen uns zu einem gewagten Entschluss emporgerafft haben.

Der Regen rieselte weiter, die Dachkandel klagte ihr eintöniges Lied, einige Sperlinge piepsten auf dem Dache — ihr Geist ging plötzlich völlig in diese dürftige Umgebung über, es war ihr auf einmal, als sei sie zwischen diesen kahlen Mauern, dieser Wäsche, diesen Besen, Eimern und ausgetretenen Treppen geboren, als müsse sie nun bis an ihr Lebensende in dieser von Schmutz und Armut strotzenden Häuslichkeit verweilen — arm — elend; — ein entsetzliches Angstgefühl sank auf sie nieder, sie hätte aufschreien mögen, doch da kam der Doktor aus dem dunklen Hausgange zurück, sie atmete erleichtert auf. So war es nur ein böser Traum! Sie war nicht arm und elend, sie hatte es sogar in ihrer Hand, reich, sehr reich zu werden! Und sie musste lächeln und sich gestehen, dass es das Glück diesmal besser mit ihr gemeint, dass der Reichtum doch nicht so verachtungswert sei, wenn man eine kranke Mutter zu pflegen habe.

Indes war Doktor Kahler, dessen Gesicht eine gewisse Unruhe zeigte und der die Unstetigkeit seiner Bewegungen zu verbergen suchte, näher gekommen.

»Wollen wir eintreten?« frug er leise, »ich habe mich erkundigt, er ist aufgestanden.«

Sie nickte und folgte dem Voranschreitenden durch einen schmalen Gang, eine Treppe hinab, dann wieder eine Treppe hinauf, bis sie vor einer Tür Halt machten, die in ihrem oberen Teile ein Glasfenster trug, unter dessen Scheibe eine Visitenkarte befestigt war.

›Paul Steinacher, Kunstmaler‹, lautete die Aufschrift dieser Karte.

›Hier wohnt der arme Teufel,‹ flüsterte der Arzt, ›soll ich anklopfen?‹

›Ich kann mich noch nicht entschließen, einzutreten,‹ sagte sie ebenso leise.

Der Arzt entgegnete nichts, beugte sich vor und blickte einige Zeit durch das Glasfenster.

›Sehen Sie hier,‹ sagte er dann zu Emma, die ihr Herzklopfen zu unterdrücken suchte, und deutete mit ernster Miene nach der Glasscheibe, ›sehen Sie nur hindurch.‹

Emma zögerte ein wenig, stellte sich aber dann, da ihre Neugier den Sieg davontrug, auf die Fußspitzen und überblickte eine enge Kammer, in deren hinterstem Winkel ein verwahrlostes Bett stand. Dicht vor dem Fenster befand sich ein Tisch, an welchem ein schlanker, junger Mann von kaum zweiundzwanzig Jahren in sehr abgetragener Kleidung saß; er zeichnete oder wollte wenigstens zeichnen. Seine schmalen, krankhaft weißen

Finger zitterten über das an das Fenster gerückte Reißbrett, zuweilen setzte er ab, fuhr sich seufzend über die breite Stirne und sah dann mit müdem, erloschenem Blick hinaus auf die Dächer und Schornsteine, die seine Aussicht bildeten. Dann suchte er sich emporzuraffen, Emmas Herz krampfte sich zusammen, als sie beobachtete, wie er den Stift fester zu fassen suchte, wie er die schmerzlich verzogenen Lippen, als wolle er sich zur höchsten, letzten Kraftleistung anspannen, zusammenbiss, während sich sein großes Auge mit Tränen füllte. Als sie länger in dies abgehärmte Gesicht geblickt, kam es ihr vor, als habe sie diese Züge, über die der Tod jetzt seinen geheimnisvollen Hauch breitete, irgendwo schon einmal gesehen, obgleich sie sich auf keine bestimmte Begegnung besinnen konnte. Doch vielleicht, sagte sie sich, ist es nur das Mitleid mit dem Armen, das mir die Täuschung vorspiegelt: ich habe diesen unglücklichen Gesichtsausdruck schon einmal gesehen.

Sie wollte sich, von peinlichem Mitleid ergriffen, abwenden, als sie wahrte, wie der junge Mensch plötzlich einen unartikulierten Laut ohnmächtiger Wut ausstieß, den Stift heftig von sich schleuderte und darauf krampfhaft schluchzend in den Stuhl zurücksank, das Gesicht, in das die wirren, schweißtriefenden Haare herabhingen, mit beiden Händen bedeckend.

Emma traten die Tränen in die Augen, sie wollte sich, wie von einer peinlichen Marterszene, abwenden, und doch fühlte sie sich genötigt, den Unglücklichen zu beobachten, dessen wildnaiver Schmerzensausbruch einen eignen bestrickenden Reiz auf sie ausübte.

Endlich wandte sie sich zum Arzt.

»Ich kann nicht bei ihm eintreten,« sagte sie mit bebender Stimme, »gehen Sie allein! Teilen Sie ihm alles mit.«

Der Arzt nickte, sie verließ ihn, blieb dann stehen und sagte, unruhig vor sich niedersehend:

»Es ist nur zu seinem Besten, Doktor, nicht wahr? Sie sehen das selbst? Wo ist da ein Unrecht?«

»Sie sind unschlüssig geworden,« gab Kahler achselzuckend zurück.

Sie besann sich, ein wenig erblassend.

»Nein! Nein! Gehen Sie nur, ich erwarte Sie im Wagen,« stieß sie mit rauer Stimme, fast unverständlich hervor und ging.

Der Arzt hatte angeklopft; wie es seine Gewohnheit war, trat er, kaum das: »Herein!« abwartend, ein. Paul Steinacher ließ die Hände vom Gesicht gleiten und blickte mit finster drohendem, fast wildem Gesichtsausdruck nach der sich öffnenden Türe, errötete aber sofort, als er den Arzt, seinen einzigen Freund,

eintreten sah. Indem ein kindlich verschämtes Lächeln seine bleichen Züge belebte und indem er sich mühsam erhob, fasste er, ohne das Wort, das ihm auf der zuckenden Lippe schwebte, aussprechen zu können, nach seines Ratgebers Hand.

Es lag etwas unbehilflich Demütiges in seinem ganzen Betragen, eine scheue, tiefgefühlte Dankbarkeit, die keine Worte fand. Doktor Kahler, sonst redselig, setzte sich diesmal schweigsam nieder, spielte mit seinem Stock und suchte das Gesicht abzuwenden.

»Sie sind heute so ernst, Doktor,« begann der Maler nach einiger Zeit mit aufrichtiger Besorgnis, aber auch einer gewissen respektvollen Ängstlichkeit die Miene seines Freundes studierend, »mache ich Ihnen Sorge?« setzte er dann leise hinzu.

Der Arzt hob langsam den Kopf.

»Wie haben Sie geschlafen?« frug er dann ablenkend.

»Wie immer, nicht gut,« sagte der zuweilen nervös mit dem Kopfe Zitternde, »ich träumte wüstes Zeug die ganze Nacht! Ich fühle mich matter denn je zuvor.«

Der Arzt griff nach dem Puls des Kranken.

»Ich habe von Ihnen geträumt,« setzte Paul leise hinzu.

»Von mir?« frug der Doktor zerstreut, ohne zu wissen, was er fragte.

»Ja,« fuhr der Maler erregt fort, das Haupt beschämt zur Erde neigend, »die ganze Nacht quälte mich mein Gewissen, Doktor, ich lag mit mir selbst im Zank, ich ohrfeigte mich, mein Stolz trat vor mich hin und spie mir ins Gesicht; du bist ein Undankbarer, ein ganz nutzloses Geschöpf, das von der Gnade anderer leben muss, ich warf es mir vor, dass ich Ihre Hilfe in Anspruch nahm, ohne doch nur im Geringsten, nicht einmal durch ein Bild —«

Der Arzt, der erriet, wie sein Patient den Satz schließen werde, unterbrach ihn heftig.

»Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, dass Sie meine Hilfe gar nicht in Anspruch nehmen,« entgegnete er mit ärgerlich-freundlichem Lachen. »Ich habe Ihnen meine Hilfe aufgenötigt, lieber Freund. Wie konnten Sie meine Hilfe in Anspruch nehmen, als Sie das Arsenik im Magen hatten und sich hier auf dem Fußboden vor Schmerz umherwälzten und mich der Schutzmann aus dem Bette holte! Da wussten Sie ja gar nichts von meiner Gegenwart, sondern lagen auf Ihrem Bett, stöhnten und riefen: Sie hätten nichts Eiligeres zu tun als ins bessere Jenseits abzureisen. Sehen Sie das nicht ein — ——«

»Ja,« wandte der Künstler tief aufseufzend ein, »einmal wäre genug gewesen, aber dass Sie alsdann Tag für Tag kamen, mir Medikamente aufdrangen, die ich nicht nehmen wollte, mir für bessere Nahrung sorgten,«

die Stimme versagte ihm: kaum hörbar, den Kopf tief auf die Brust herabgedrückt, fügte er hinzu: »nein! Das ertrag ich nicht länger! Das beschämt mich zu tief — ——«

»Beschämen?« rief der Arzt jetzt beinahe wirklich ärgerlich, »schämen hätten Sie sich vorher sollen, wie Sie das Gift an die Lippen setzten. Wissen Sie, das war ein ganz einfältiger Streich ——«

»Im Gegenteil, es war der vernünftigste meines Lebens,« sagte der Künstler kopfschüttelnd, während er mit düstrem Auge vor sich niederstarrte, »und es war ein einfältiger Streich Ihrerseits, mich wieder ins Leben zurückzurufen, das mir zur Qual geworden. Was soll ich nun im Leben beginnen! Es ist auch nur Galgenfrist, denn glauben Sie, Doktor, ich fühlte es nicht, dass mir der Tod bereits am Herzen frisst?«

»Unsinn,« fuhr der Doktor dazwischen.

»Machen Sie nur kein solch' ungläubiges Gesicht, ich sehe es Ihnen an, das ich recht habe, mein Körper ist ruiniert, zerstört für immer. Die Dosis Gift war zwar nicht groß genug, um mir in einer Stunde den Garaus zu machen, dafür wirkt sie desto sicherer nach. Ganz behutsam — ganz langsam — « er lächelte ein ironisches mattes Lächeln und strich mit der Hand durch die Luft, als wolle er die geheimnisvolle Nachwirkung des Giftes hierdurch andeuten. Der Arzt wollte etwas Tröstliches entgegen, der fieberhaft erregte junge Mann holte

mühsam Atem, erhob sich und wankte, sich an den Möbeln zuweilen haltend, in dem engen Gemach auf und ab.

»O, wenn ich wieder Muskel und Nerv' hätte,« klagte er, indes sein sonst so edles Auge in krankhafter Glut schwamm, »sehen Sie hier diese angefangene Skizze — Antigone, wie sie zum Tode geführt wird — es ist meine beste Skizze, ausgeführt könnte mich dieses Gemälde mit einem Schlage zum berühmten Mann machen — sehen Sie nur, wie sie sich an den Altar klammert, wie sie der raue Krieger packt, dieser Ausdruck in ihrem Auge — das heißt, Sie sehen noch nichts — aber ich sehe es — hier — hier im Kopfe — und wenn ich den Stift ergreife — glauben Sie, ich brächte eine vernünftige Linie heraus? Kaum zehn Minuten kann ich den Stift halten — ja! Kaum zehn Minuten, es ist um wahnsinnig zu werden, kaum zehn Minuten —«

Die letzten Worte mit zitternder, tränenerstickter Stimme hervorkeuchend, sank er hilflos auf sein Bett nieder, das Haupt zwischen beide auf die Knie gestützten Arme gepresst. Der Arzt legte gerührt seine Hand auf die Schulter des Trostlosen und bat ihn, sich zu beruhigen.

»Fassen Sie sich, mein Freund, es kann noch alles besser werden,« sagte er, »hören Sie mich an — ich habe Ihnen eine merkwürdige Begebenheit mitzuteilen — wollen Sie mich ruhig anhören —?«

Der Künstler ließ sein Haupt los, nickte mit einem kindlich-bitterem Gesichtsausdruck, der ihm sehr gut stand, vor sich hin und alsdann sich langsam dem Arzte zuwendend, sagte er leise:

»Verlassen Sie mich nicht, Doktor — bitte, verlassen Sie mich nicht, Sie sind mein einziger Freund.«

Den Arzt bewegten diese so einfach naiv ausgesprochenen Worte Pauls aufs Tiefste; er fühlte, wie nie zuvor, dass sich dieses Kindergemüt mit seiner offenen Hoffnungseligkeit an ihn, den Verschlussenen, Strengen geklammert hatte, dass er einen großen Einfluss übte auf diese reine, hingebende Seele und dies erfüllte ihn mit einer seltsamen Weichheit. Die Tränen traten dem Manne in die Augen, als er die edelgeschwungenen Linien dieses von sanfter Traurigkeit überschatteten Gesichts mit dem Auge verfolgte und er fasste, von aufrichtiger Freundschaft bewegt, die Hand des Unglücklichen, sie innig drückend.

»Ach ja,« flüsterte der Künstler von einer Stimmung rasch in die entgegengesetzte verfallend, »es kann vielleicht alles noch besser werden, nicht wahr? Sie glauben es selbst, ich kann wieder gesund werden?«

Dr. Kahler nickte so heiter wie möglich, seine aufsteigende Rührung gewaltsam zurückdämmend.

»Armer Mensch,« dachte er, »der am Rand des Grabes

noch dem Traum des Lebens nachjagt.«

»Ach! Wenn Sie mich retten könnten, Doktor,« fuhr der andere ermattet fort, die widerstrebende Hand des Arztes an die Lippen führend, »nur so lange mich am Leben lassen könnten, bis ich dies Bild vollendet habe — dann will ich ja gern sterben, nur noch so viel Kraft, um vier Wochen hindurch den Pinsel führen zu können —«

Kahler atmete auf.

»Wissen Sie, mein Freund,« fiel er rasch ein, »dass ich gekommen bin, um Ihnen diese Rettung, von der Sie sprechen, zu bieten?«

Da nun der Kranke freudig lächelnd aufzuhorchen begann, wich jedes Schuldgefühl, das ihn anfangs beklemmte, aus des Arztes Brust; er war im Begriff, diesem Unglücklichen eine Wohltat zu erzeigen, ihm die letzten Tage seines Lebens zu verschönern, und das in der Tat innige, fast väterliche Freundschaftsgefühl, das er dem jungen Mann, kaum da er ihn kennengelernt, entgegenbrachte, überwand seine letzten Zweifel. Voraussichtlich wird der arme Schelm innerhalb eines Monats sterben, sagte sich Doktor Kahler seufzend, doch darf ich deshalb ein Mittel unversucht lassen, das unter Umständen wenigstens sein Leben um einige Monate verlängern könnte? Die Heilkunde betrügt oft die scharfsinnigste Vorausberechnung. Wer weiß, wie lange ihn bessere Pflege am Leben zu erhalten vermag?

Vielleicht wird es ihm in der Tat noch möglich sein, jenes Bild zu vollenden, dessen Skizze ihn nicht ruhig sterben lässt, und wie dankbar wird er sein, wenn sein brechendes Auge auf dem vollendeten Bilde ruht!

Als der Arzt sich einen Augenblick hindurch in der Phantasie Fräulein Pöhn als die Gattin des Malers vorstellte, wusste er selbst nicht, warum ihm auf einmal ein bitteres Gefühl die Brust beklemmte und es ihm war, als müsse er sogleich das Zimmer verlassen. Ein Blick in das abgemattete Gesicht des Kranken verscheuchte ihm jedoch, so schnell wie sie gekommen, diese seltsame Unruhe und sich rasch überwindend, teilte er dem gespannt Lauschenden lächelnd mit, da sei ihm in seiner Praxis ein höchst merkwürdiger Fall vorgekommen.

»Ganz außergewöhnlich, mein Lieber,« sagte er, »und zwar geht die Sache weniger mich als Sie an. Immer die Künstler, natürlich die Künstler, die haben das größte Glück!«

Der Kranke frug lächelnd, was ihm Glückliches denn bevorstehe, und der Doktor ging mit sich zu Rate, ob er ihm die ganze volle Wahrheit sagen, oder ob er der rettenden Arznei ein wenig täuschende Süßigkeit beimischen solle. Auf diese Art gelangte er rascher zu seinem Ziele, und durfte man einem Arzte es verübeln, wenn er eine kleine Notlüge ersann, um das Leben seines Patienten zu verlängern, unter Umständen zu erhalten?

Wie oft war er in die Lage versetzt worden, mittelst einer Unwahrheit des Leidenden Los zu erleichtern, z. B. die sehr gefährliche Krankheit für gefahrlos zu erklären, und hier sollte er dies Mittel, das schon seit dem alten Galen jeder Arzt mit Erfolg angewandt, verschmähen? Trotzdem entschied er sich für die Wahrheit, dann aber erschien ihm die Sache doch gar zu wunderbar, der arme Freund, sagte er sich, würde gewiss den sonderbaren Heiratsantrag mit Entrüstung zurückweisen und sich nicht zum Werkzeug einer reichen Erbin erniedrigen wollen.

Er schwieg und überlegte, ob er nicht besser tun werde, seine Hände gänzlich aus diesem gefährlichen Spiel zu lassen, aber ein Blick in das bleiche Gesicht seines Freundes stieß diesen Vorsatz sogleich wieder um. Hier musste Rettung geschaffen werden, rief eine Stimme seines Innern, er fühlte, dass ihn die Zerstörung dieses unverfälschten, einst so lebensfrohen Gemüts tiefer erschüttern werde, als alles, was ihm seither Schmerzliches begegnet, obgleich er sich nicht zu erklären wusste, weshalb er eigentlich diesen lebhaften Anteil an Paul nahm. So entschloss er sich denn mit der Tollkühnheit der Ratlosigkeit.

»Hören Sie,« stieß er hervor, ohne recht zu wissen, was er sagte, »da kam eine Dame zu mir in mein Sprechzimmer; sie wusste, dass ich den Maler Paul Steinacher in Behandlung habe, sie will diesen hübschen

Menschen irgendwo gesehen haben und —« er zögerte einen Augenblick, neigte dann den Kopf und fügte schelmisch lächelnd hinzu: »nun warum soll ich es nicht offen heraussagen, aus der Art, wie mich die Dame über Sie ausfrag, ging hervor, dass sie eine lebhaftige Neigung zu Ihnen gefasst hat.«

Paul schüttelte ungläubig lächelnd den Kopf.

»Was Sie nicht sagen,« warf er hin.

»Die Dame ist sehr wohlhabend,« fuhr der Arzt, ob seiner Fälschung der Wahrheit ein wenig errötend, fort, »die Dame ist eine große Verehrerin der Kunst — kurzum — warum soll ich damit zögern —? Sie haben es ja längst erraten — die Dame, die erfuhr, Sie seien krank, seien in schlechten Verhältnissen, die Dame frag mich, auf welche Weise sie Ihnen nützlich sein könnte, ob sie etwas für Sie tun könne, ja sie ging noch weiter!«

»Bin ich dieser Dame in der Tat so interessant?« frag der Jüngling mit naivem Erstaunen.

Doktor Kahler nickte.

»Sie glaubt in Ihnen eine lebhaftige Neigung voraussehen zu dürfen,« fuhr er fort, immer unruhiger auf seinem Stuhle hin und her rückend, »Fräulein Emma Pöhn lässt nun durch mich anfragen, ob sie sich betreffs dieser Neigung keiner Täuschung hingibt —«

Paul unterbrach den Sprecher.

»Das wird immer besser,« lachte er auf und der Arzt, durch dieses Lachen aus dem Zusammenhang gebracht, sah verwirrt zu Boden, während Pauls Stirne sich auf einmal zu verfinstern begann.

»Nun, nun, mein Freund,« meinte der Arzt mit unsicherer Stimme nach einiger Zeit, »die Sache ist keineswegs lächerlich. Sie kennen die Macht, die der Künstler auf das weibliche Gemüt ausübt, Sie haben auch schon von den extravaganten Leidenschaften vornehmer Damen gehört. Warum soll eine solche Dame sich nicht in Sie verlieben dürfen? Was ist da erstaunlich? Warum soll sie eine solche Liebe nicht gestehen dürfen? Ich sehe überdies nicht ein, warum man dem Glück, wenn es endlich einmal eintreten will, verdrossen die Türe schließen soll. Ob sich nun Fräulein Pöhn betreffs Ihrer Neigung täuscht oder nicht, jedenfalls sucht sie eine Annäherung und es wäre Torheit von Ihnen, mein Freund, wollten Sie eine Neigung, durch die Sie mit einem Schlage aller Nahrungssorgen enthoben wären, zurückweisen. Wie gesagt, die Dame ist sehr reich, und —«

Paul richtete sich hastig von seinem Lager empor.

»Nicht weiter, mein Freund,« unterbrach er den Sprecher, indem die Blässe seiner Wangen in erschreckender Weise zunahm und er rascher Atem holte, »ich kenne dieses Fräulein nicht, aber auch wenn ich sie

kennte, und wäre auch ihre Neigung so tief, wie Sie sagten, und gäbe sie mir auch die Mittel an die Hand, glücklich zu werden, — nie —«

Er brach ab, fuhr sich mit der Hand seufzend durch die schwarzen, feuchten Locken und sank ermattet auf die Kissen zurück. Doktor Kahler schaute äußerst beklommen drein.

»Sie wissen noch nicht alles, mein Freund,« stammelte nach einiger Zeit der Maler kaum hörbar.

Doktor Kahler hatte die Photographie Emma Pöhns, welche ihm diese, ehe sie beide von Hause wegfuhr, eingehändigt, aus seinem Portefeuille genommen, hielt das Bild jetzt in der Hand und sah mit verlegen fragendem Blick zu dem in die Kissen Gesunkenen hinüber.

»Wie? Was weiß ich nicht?« frug er erstaunt, indes eine Ahnung in ihm aufstieg, als er des Kranken geisterbleiche Miene genauer beobachtete.

»Ach! Doktor,« fuhr jener nach einiger Zeit leise, fast verschämt fort, »ehe ich das Gift nahm — o Gott! Ich will es Ihnen gestehen — nicht allein meine Armut war schuld an der verzweifelten Tat —«

»Was?« rief der Arzt, als der Kranke abbrach, »sollte auch hier wieder einmal — die alte Geschichte — welche Torheit —!«

Er schwieg, als wolle er sich ärgerlich zeigen, und betrachtete dann den tief Atem holenden Freund, mit melancholischem Lächeln. Der Patient schwieg lange Zeit, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, als schäme er sich, seine Gemütsbewegung zu zeigen.

Nach einer längeren Pause sprach der Doktor mit weicher Stimme und in fragendem Tone das Wort: »Liebe« aus, worauf Paul wie erschrocken emporfuhr und den Freund mit seinen großen, schmerzlich leuchtenden Augen ansah.

»Nicht wahr, das ist Torheit?« sagte er, wie über sich selbst entrüstet, »ich weiß, es ist Torheit! Aber sehen Sie, uns Künstlern haftet ein einmal gesehenes interessantes Gesicht so tief im Gedächtnis, dass wir uns von dem liebgewonnenen Phantasiebilde nicht mehr zu trennen vermögen, dass es von unserem ganzen Wesen Besitz ergreift, uns völlig ausfüllt. Es war an jenem Tage, da ich hungrig und sehr erschöpft nach dem Schlosse wandelte, um in der Gemälde-Ausstellung mich durch geistige Genüsse für die Entbehrung der körperlichen zu entschädigen; das ist so meine Art, ich suche und finde Trost bei den toten Bildern, die sich vor meinen Blicken beleben. Ich war so ermattet, dass ich kaum die Treppe hinaufklettern konnte, wandelte dann wie betäubt durch die Säle und suchte, indem ich zuweilen von meiner letzten Semmel aß, meine traurige Gemütsstimmung

mittelst der Phantasiewelt, die mich umgab, zu verscheuchen. Ich brauche Ihnen meinen jämmerlichen Zustand nicht weiter auszumalen, nur das will ich hinzufügen, dass ein abscheulicher Menschenhass mir diesmal zu schaffen machte und der Gedanke, was andere in der Kunst geleistet und mir unerreichbar bleiben sollte, mich diesmal ganz besonders bitter stimmte. Im letzten Saale traf ich eine Dame, deren geistvoll schöne Gesichtszüge mir trotz meiner Sinnenverwirrung auffielen. Sie stand vor einem modernen Bilde, einer Hero, und ihr ernstes, von tiefer Glut beseeltes Auge schien mehr in sich hinein als auf das Bild zu sehen. Die Dame redete mich an und ich gab ihr, meinen Schwächezustand so gut es gehen wollte bemäntelnd, Antwort. Ich weiß nicht mehr ausführlich, was sie frug und was ich antwortete, nur so viel weiß ich, dass sie mich einmal, da ihr wahrscheinlich mein schlechtes Aussehen auffiel, mit sanfter Stimme frug: ob ich krank sei. Ich schüttelte natürlich den Kopf, obgleich ich kaum auf den Füßen stehen konnte. Trotzdem ich die Welt wie durch einen Schleier sah und mir die Ohren summten, bewegte ihre weiche Stimme, der mitleidige, so geistvolle Blick, den sie auf mir ruhen ließ, mein Innerstes. Kam es mir nur so vor, oder verhielt es sich in Wirklichkeit so, es schien mir, als wollte sie mir ein Anerbieten betreffs pekuniärer Aushilfe machen, als wage sie dies jedoch nicht. Die mitleidige Art, in der sie mit mir sprach, flößte

mir seltsamer Weise ein tiefes, geradezu peinliches Mitleid mit mir selbst ein, ich glaube, ich konnte meine Tränen nicht länger beherrschen; ich benahm mich in dem nervösen Zustande, der mich befallen, beinahe kindisch. Ich weiß nicht, wie es kam, wahrscheinlich stand ich nicht mehr fest auf den Füßen, ich glaube, sie hielt mich am Arme, oder tat sonst etwas, kurzum, ich saß auf einmal in einem der Sessel, die zu allgemeinem Gebrauch aufgestellt sind. Die ganze Szene ist mir übrigens in einen Nebel gehüllt, ich könnte sie ebenso gut geträumt haben. Ich sah noch ihr bestürztes, seltsam schönes Auge in mein Auge blicken, hörte noch ihr Gemurmel: ›der arme Mensch!‹ Dann mag ich wohl die Besinnung verloren haben, ich fand mich später, wohl von einem der Saaldiener dorthin gebracht, auf der Steintreppe des Schlosses. Als ich nach meinem Taschentuch griff, um mir den kalten Schweiß von der Stirne zu wischen, fand ich zwei Fünfmarkscheine in der Tasche. Wie ich nach Hause kam, weiß ich nicht, doch es ergriff mich zu Hause in meinen kahlen, liebeleeren Wänden eine solche Sehnsucht nach der edelherzigen Freundin und zugleich ein so überwältigendes Mitleid mit mir selbst, dass ich —« Paul hielt inne, die Tränen drangen ihm in die Augen, seine Stimme zitterte, »nun, Doktor, Sie wissen am besten,« fuhr er, sich gewaltsam fassend, fort, »was alsdann geschah.«

Da er, die Augenbrauen finster zusammenziehend, vor

sich niederstarrte und schwieg, machte der Doktor eine abwehrende Bewegung auf dem Stuhl.

»Und die fremde Dame,« redete er den Sinnenden an, »haben Sie nie wieder etwas von ihr gehört?«

Der Maler schüttelte den Kopf.

»Das sind romantische Träumereien, mein Lieber,« fuhr der Doktor fort, »halten Sie sich jetzt wieder an die Wirklichkeit. Sie machen sich das weis, dass Sie jene unbekannte Mildtätige lieben.«

»Ich weiß auch nicht, ob ich sie liebe,« entgegnete der Kranke träumerisch, »ihre Mildtätigkeit tat mir nach dem vielen Schlimmen, Gehässigen, das ich erlebt, so unendlich wohl, erfüllte mich mit so hingebender Dankbarkeit. Und dann ihre Schönheit; wenn Sie diesen Kopf gesehen hätten, Doktor, Sie würden anders reden. Diese Feinheit, diese Durchgeistigung in allen Linien, dabei diese Weichheit des Mundes, während um die Augenbrauen ein reizender Trotz schwebte und die Augen so tief aufmerksam leuchteten — wer das gesehen, vergisst es nie wieder.«

»Nun,« unterbrach ihn der Doktor lächelnd, »jene Fremde, von der ich sprach, ist auch nicht zu verachten, wenn auch Ihr Phantasiebild, das Sie von jener anderen im Kopfe tragen, unerreichbar zu sein scheint für arme Sterbliche. Sehen Sie sich einmal das Gesicht Fräulein

Pöhns an, ich finde, diese Züge könnten einem Maler unter Umständen gefallen.«

Er hielt Paul die Photographie entgegen, die dieser ohne Interesse, fast widerwillig ergriff, dann aber, da seine Hände nervös zitterten, zu Boden fallen ließ. Er bückte sich, das Bild aufzuheben, warf einen Blick darauf, zuckte wie vom Schlag gerührt zusammen und legte dann das Bild, während ihn eine tödliche Schwäche anzuwandeln schien, mit zitternden Fingern aus das Bett, auf das er langsam zurücksank.

Der Arzt sprang dem, wie von einem Krampfe Befallenen bei, spritzte ihm aus einer nebenstehenden Schüssel Wasser in das erblasste Gesicht und frug erschrocken, was ihm denn fehle, was denn geschehen sei. Er erinnerte sich, dass er dem Kranken gestern durch einen Diener eine Flasche Portwein zugeschickt; nach dieser Flasche suchte er sogleich in allen Winkeln, fand sie auch schließlich hinter der Staffelei und flößte dem nun allen Ernstes in Ohnmacht Gesunkenen einige Tropfen ein. Die belebende Wirkung des Weins blieb nicht aus. Nach einiger Zeit begannen sich die Wangen des Ohnmächtigen zu röten, seine Augen verloren ihre verglaste Starrheit und indem er die Hand seines Helfers krampfhaft an die Brust drückte, bewegte er die Lippen zum Sprechen.

»Was wollen Sie sagen, mein Freund?« frug Kahler,

der ihn nicht zu verstehen vermochte, mitleidig.

»Doktor, Doktor,« brachte der Kranke mühsam hervor, »sie ist es!«

»Wer?« frug Kahler, der zu erröten begann, »es ist doch nicht —«

Der Maler nickte, während sich ein glückseliges Lächeln in seinen vergrämten Zügen Bahn brach.

»Ja, sie ist es, es ist dieselbe,« flüsterte er »eben diese Augen, eben dieser Mund, so sah sie mich an — und Sie sagen, sie liebt mich —?«

»Wie? Es ist also jene Fremde, die auf dem Schlosse, vor dem Bilde mit Ihnen sprach?« frug Kahler und wusste selbst nicht, warum ihm bei dieser Vermutung das Blut in die Wangen stieg und ein fast an Zorn grenzendes Schmerzgefühl die Brust umklammerte.

Der Maler, der sich infolge der freudigen Erregung auffallend rasch von seiner Ohnmacht erholte, erklärte nochmals, dass er sich nicht täusche. Er ließ sich noch einmal die Photographie reichen, betrachtete sie mit inniger Aufmerksamkeit und sagte dann, während ein kindliches Lächeln seine Lippen kräuselte:

»Also habe ich ihr gefallen. Sie sagen, dass sie sich nach mir erkundigt, Doktor? Reden Sie doch! Teilen Sie mir doch ihre Schicksale, ihre Familienverhältnisse mit.«

Kahler, der in ein trübes Sinnen verfallen war,

bestätigte die Neigung des Mädchens und fügte ein paar flüchtige Bemerkungen über ihre Familie bei, mit sich selbst uneins, was er nun beginnen solle, ob er seine Lüge aufrecht erhalten oder dem unerfahrenen Jüngling die offene Wahrheit, die ganze unselige Erbschaftsangelegenheit auseinandersetzen solle. Endlich stand er, nach seinem Hut greifend, auf.

»Ich muss gehen,« sagte er ein wenig rau, »werde aber heute Mittag gegen 3 Uhr wieder erscheinen; wenn es Ihnen recht ist, begleitet mich Fräulein Pöhn.«

Der Maler, den die Aussicht, jene unbekannte Wohltäterin von Angesicht zu Angesicht wiederzusehen in eine momentane Aufregung versetzte, konnte kein Wort hervorbringen. Er begnügte sich, tief aufatmend mit dem Haupte zu nicken.

»Also bis heute Mittag,« sagte der Arzt, als er bereits die Türe geöffnet, »denken Sie über das Glück nach, das Ihnen bevorsteht, mein Lieber! Die Dame scheint ganz ernstliche Absichten zu haben — denken Sie an Ihre der Pflege bedürftige Gesundheit und vor allem an Ihr unvollendetes Bild —«

Der Arzt hatte diese Worte sehr hastig, fast unverständlich hervorgestoßen, die letzte Mahnung hatte er durch den Spalt der fast geschlossenen Türe in das Zimmer hereingesprochen und war dann rasch von dannen geeilt. Er kennt sie also bereits, er liebt sie, klang

es in seinem Innern nach, während er die finstre Galerie entlang schritt, aber wie töricht, wie charakterlos, einem Sterbenden diese Liebe verübeln zu wollen. Gewaltsam lenkte er seine Gedanken von diesem ihm peinlichen Gegenstande ab, bemerkte jedoch mit Verwunderung, wie ihm alle Gegenstände, an welchen er vorübergehen musste, in ein flimmernd rotes Licht getaucht erschienen und seine Augen, oder seine Sinne sich in einer Verfassung befanden, die ihn mehrmals den Weg verfehlen ließ, der ihm doch genau bekannt war. Das Nervensystem des jungen Menschen ist überreizt, dachte er dann, er liebt sie wohl kaum, das ist eine krankhafte, sentimentale Anwandlung. Als er dann auf die Straße vor den noch immer haltenden Wagen trat, durch dessen herabgelassenes Fenster Fräulein Emma Pöhn, ihre Erwartung verbergend, herausschaute, konnte er anfangs vor Herzklopfen kaum reden, bezwang sich jedoch und berichtete, durch welche Lüge er sich aus der Affäre gezogen. Emma sah ein, dass diese Lüge eine Notwendigkeit gewesen und wusste, obgleich sie sich eines unbehaglichen Gefühls nicht zu erwehren vermochte, nichts dagegen einzuwenden.

»Natürlich muss diese kleine Täuschung aufrechterhalten werden,« mahnte Kahler, als beide Platz genommen und der Wagen abfuhr. Emma schwieg, auch Kahler war einsilbig und prüfte zuweilen das ernste, schöne Antlitz des nachdenklichen Weibes.

»Wie lange mag er noch leben?« frug sie nach längerem Stillschweigen.

»Einen Monat vielleicht,« sagte Kahler achselzuckend, während er die heftigsten Gewissensbisse darüber empfand, dass er es nicht über sich gewinnen konnte, dem Mädchen von jenem Zusammentreffen im Ausstellungssaale und der Dankbarkeit des armen Malers zu erzählen, ebenso wie ihn bei der Aussicht, sein Patient überlebe den kommenden Monat nicht mehr, ein ihm unerklärliches Gefühl anwandelte, ein Gefühl, das er, da er den jungen Mann doch wahrhaft liebte, verdammern musste, das er mit Gewalt verscheuchen wollte und das doch immer wiederkehrte.

* * *

Indessen lag der junge Maler auf seinem Bette, von einem Glücksrausch übermannt, der sein Herz beängstigte und ihn manchmal an seiner gesunden Vernunft zweifeln ließ. Wie? Träumst du nicht dies alles? murmelte er manchmal vor sich hin.

Oder hat dir die Nachwirkung des Arseniks die Verstandeskräfte verwirrt und du hältst Eingebildetes für

Wirkliches. Aber hier stand noch der Stuhl, auf dem Kahler gesessen, noch klang ihm das Wort des Arztes im Ohr nach, und da lag sie ja noch, die Photographie, da blickten sie ihn an, die düster schönen, geheimnisvoll-unheimlichen Gesichtszüge.

O diese Gesichtszüge, wie sie ihn während seines Krankseins verfolgt, wie sie auch in der tiefsten Betäubung aller seiner Sinne nicht von ihm wichen, und wie sie ihn anlächelten, wenn diese Betäubung einem leichteren Traum Platz machte. Aus dem einen edlen Charakterzug dieses Weibes konstruierte sich der Schwärmer den ganzen Charakter, und noch jetzt rührte ihn ihr mitleidiger Blick, der damals auf ihm geruht, zu Tränen. In seiner jugendlichen Phantasie stand sie wie ein überirdisches Wesen; seine Seelenleiden, Hunger und Schwäche hatten seine Liebe ins Krankhafte gesteigert.

Also ein solches Glück stand wie ein Wunder plötzlich vor ihm und wollte ihn ans Herz drücken und sagte: fasse zu, hier bin ich, du hast lang genug gelitten, ich will dich erlösen. Und sollte er zugreifen? War es nicht beschämend für ihn, ohne Kampf den Sieg zu genießen? Er sah durch sein Dachfenster über die wirt durcheinander geworfenen Dächer, überall rauchende Schornsteine, trübe Fenster, moosbewachsene Ziegel, Windeln und Geschirr, eine öde, traurige Welt gähnte ihn an, so weit er blickte, dürre, erdrückende Prosa! Und aus

diesem engen Gefängnis konnte er sich befreien, nur eines Wortes bedurfte es, so führte man ihn in ein reiches, glänzendes Leben! Ach! Und er gesundete vielleicht noch! War es ihm doch, als durchströme ihn jetzt schon ein nie gekanntes Jugendfeuer; die Aussicht, sein Bild zu vollenden, an der Seite eines geliebten Weibes zu wandeln, sie war schon hinreichend, ihn mit jenem stürmischen Lebensmut zu erfüllen, der den phantasievollen Künstler zuweilen mit göttlicher Kraft überfällt. Und wenn sie ihn wirklich liebte — ihr Wort, ihre Miene mussten es ja beweisen —! Und warum sollte sie ihn nicht lieben? Sprach doch schon damals, als er in der Bildergalerie auf einen Stuhl gesunken war, eine so tiefe Teilnahme aus ihrem Auge, konnte sich diese Teilnahme nicht mit der Zeit vergeistigt, verstärkt haben? Und wenn sie ein seltsam geartetes Weib war, einen außergewöhnlichen Charakter besaß — was schadete dies! Sollte das ihn abhalten, sie zu lieben? Konnten Untiefen und Absonderlichkeiten des Charakters einer Ehe nicht erst einen außergewöhnlichen Reiz verleihen? War er doch auch kein Philister, der immer nur die breite Heerstraße des Gewöhnlichen liebt, suchte er doch mit Vorliebe das Abenteuerliche.

Und dann sein nagender Ehrgeiz — wenn das Bild vollendet vor ihm prangte, allen Meistern mit seiner leuchtenden Farbenpracht zurufend: Seht, das hat ein seither Unbekannter, Verachteter geschaffen! Paul stand

auf und schritt, wie im Fieber an allen Gliedern zitternd, in dem engen Gemach auf und nieder, zuweilen halblaute Worte vor sich hinmurmeln.

Bald verwarf er den ganzen Plan als seiner unwürdig, bald war er freudeberauscht mit allem einverstanden, selig in dem Gedanken, ihr Sklave zu sein, und als jetzt Luise, die Tochter seiner Hauswirtin mit dem Mittagessen ins Zimmer trat, sah er sie so geistesabwesend an, dass das Mädchen ganz erschrocken frug, ob sie den Arzt rufen solle? Es scheine, als ob ihm unwohl sei.

Paul, der dem Mädchen, da es ihn während seiner Krankheit treu gepflegt, Dank schuldete, griff ihm lächelnd unter das Kinn und bemerkte in seinem trunkenen Zustande nicht, wie dem Kinde fast die Tränen in die Augen traten, er richtete, ohne recht zu wissen, was er sagte, stammelnd ein paar freundliche Worte an sie und war in seinem Taumel nahe daran, ihr die Ereignisse, die ihm bevorstanden, mitzuteilen. Er frug einmal, was sie wohl dazu sagen werde, wenn er Hochzeit halte, und gab dann in so humoristisch-verwirrter Weise ein paar Andeutungen, betreffs zu erwartenden Reichtums, dass Luise ihm wirklich mehrmals mit unverhohlener Angst in die Augen sah. Endlich bemerkte er selbst, dass man ihn heute nicht verstehen werde und er lenkte lachend von diesem Thema ab.

»Luise, wirst du mir endlich einmal Modell stehen?«

frug er sie, ganz versunken die Photographie Emmas betrachtend.

Das Mädchen stellte die Schüsseln auf den Tisch, strich sich die Schürze glatt und sagte dann:

»Ach! Herr Steinacher, keinem täte ich das, aber Ihnen recht gern, doch Sie wissen es ja, er will es nicht leiden.«

»Dein Bräutigam? Nicht wahr?« warf er zerstreut hin.

»Ja,« entgegnete sie verschämt.

Paul betrachtete immer noch entzückt die feinen Züge Emmas und bemerkte, wie in einer Märchenwelt befangen, nicht, welcher verzehrenden Blick Luise auf ihn richtete, indem sie halb abgewendet von ihm tat, als müsse sie eifrig den Mittagstisch ordnen.

Luise besaß einen Körperbau, der in seiner graziösen Kraft und Zartheit halb an den niederen Stand, dem sie angehörte, halb an aristokratische Geburt gemahnte, sie hatte etwas von einer Herrin und zu gleich Dienerin.

»Weißt du,« begann der Maler von neuem gleichgültig, »ich brauche dich für mein neues Bild. Du hast so freie, kräftige Züge, hast auch ein wenig Trotz im Auge, ganz wie es jene Griechin haben müsste.«

Dann unterbrach er sich und wendete sich nach ihr hin, so dass sie gerade noch Zeit hatte, mit Blitzesschnelle ihren heißschmachtenden Gesichtsausdruck, der an dem Maler hing, in einen gleichgültigen zu verwandeln.

»Sieh, wie gefällt dir dies Mädchen,« rief er fast übermütig und hielt Luise die Photographie Emmas entgegen.

»Ach, die ist schön,« sagte Luise bescheiden, als denke sie nicht daran, selbst zu gefallen.

»Gefällt sie dir?« fuhr er fort und küsste das Bild.

»Ist das Eure Braut?« fragte sie, ohne Eifersucht zu empfinden, fast resigniert.

»Kann sein,« sagte er lachend, strich dann dem Mädchen über die dichten Stirnhaare und sagte zu der Errötenden: »Sieh, wenn du mir sitzen willst, machst du dir den Hals etwas frei, nicht wahr?«

»Ach nein!« sagte sie erglühend.

»Nicht?« fragte er leise.

»Nun ja, Ihnen tue ich es,« fuhr sie fort.

»Und die Haare lässt du frei über den Nacken strömen,« begann er wieder.

Sie nickte ergeben.

»Und die Arme lässtest du entblößt,« setzte er träumerisch hinzu.

Die großen Augenlider gesenkt, stand sie vor ihm regungslos, nur dass es manchmal über ihre schönen, energischen Züge zuckte. Er betrachtete sie, an Emma denkend und versank in Schweigen, bis sie plötzlich ihre

Augen zu ihm emporschlug.

»Ich muss jetzt gehen,« sagte sie; »wenn mich Heinrich hier aufsuchte!«

»Heinrich?« fragte er, »ach! Dein Bräutigam, der Schreiner, der Gehilfe deines Vaters — nicht wahr?«

Sie nickte wieder.

»Er ist schrecklich hitzköpfig,« sagte sie, »er brächte mich um und brächte auch Sie um, wenn er —« sie brach verlegen ab.

»Nun —?« fragte er.

»Nun — wenn er Verdacht schöpfte,« fuhr sie leise fort.

»Verdacht?« sagte Paul zerstreut, »warum Verdacht?«

»Sonst ist er gut,« sagte sie, »aber das Raufen kann er nicht lassen — erst vorgestern musste ich ihn im Wirtshaus zurückhalten, dass er nicht dreinschlug — aber er ist sonst wirklich gut und gibt seinen letzten Heller her für mich.«

»So liebst du ihn wohl sehr?« warf Paul hin.

»O ja,« meinte sie lachend, »warum nicht. Er ist nur gar zu streng. Da ist doch nichts Schlimmes dabei, wenn ich Ihnen einmal sitze — nicht wahr?«

Kaum hatte sie geendet, als heftig an die Tür gepocht wurde.

»Gott, das ist er,« rief sie erbleichend und klirrte absichtlich heftig mit dem Geschirr.

Paul öffnete die Tür; ein krausköpfiger, rothaariger Mensch in Hemdärmeln stand vor ihm, mit verdrießlicher Miene in das Zimmer schielend.

»Luise, wo bleibst du,« rief er, »dein Vater sucht dich — wird's bald —«

Sie raffte verlegen, die Augen schuldbewusst niederschlagend, die Serviette zusammen und entfernte sich. Paul hörte noch, als er die Türe geschlossen auf dem Hausgang die zurechtweisende Stimme des jungen Menschen. —

Als Luise nach einer halben Stunde wieder in Pauls Zimmer trat, um den Mittagstisch abzudecken, hatte sie verweinte Augen und erzählte, Heinrich habe erklärt, er würde sie totschiagen, wenn sie nur ein einziges Mal Modell stehe. Ach! Er sei gar zu streng, aber wirklich herzensgut.

Paul, der mittlerweile einen Brief von Rechtsanwalt Heinheimer erhalten, ließ die Auseinandersetzungen des Mädchens gänzlich unbeachtet. Sein Geist weilte bei der bevorstehenden Zusammenkunft — heute Abend um sechs wollte Emma ihn besuchen.

Er lag auf seinem Bett, wie an allen Gliedern gelähmt, ein süßer Schwindel zog an seiner Stirn vorbei, sein

Herzklopfen wuchs ins Unerträgliche und manchmal glaubte er zu ersticken, so presste ihm die Erwartung, die Aufregung, die krankhafte Liebe die Brust. Was er nicht alles sagen wollte! Wie er ihr danken wollte für ihre Teilnahme, wie zum Sterben weich es ihm ums Herz ward! Er fürchtete, er werde dieses Wiedersehen nicht ertragen. Und so kamen und flohen die Stunden, bis gegen 6 Uhr ein dumpfes Rollen von der Straße herübertönte — und bald darauf die Treppe des Hauses von langsamen Schritten erkarrte.

* * *

III. Kapitel

Frau Steinacher, geb. Emma Pöhn hatte die prunkvoll eingerichtete Wohnung ihres verstorbenen Onkels, die vor der Stadt lag, bezogen. Wir finden sie in dem Gartensaal auf einer Chaiselongue ruhen, von wo aus sie, einen Roman in den Händen haltend, zuweilen den etwas müden Blick über die im Frühlings schmuck prangenden Blumenbeete des Gartens streifen lässt.

Ein Gähnen unterdrückend, schloss sie alsdann das nicht sehr interessante Buch eines modernen Schriftstellers und griff nach ihrer Lieblingslektüre, dem Philosophen Schopenhauer. Sie hatte sich dessen Werke prächtig einbinden lassen; aus einer Ecke des Zimmers blickte der Gipskopf des Philosophen mit seinem sarkastischen Lächeln zu ihr herüber. Auf Anraten Dr. Kahlers bemühte sie sich, den Lebensgenüssen ein wenig mehr Geschmack abzugewinnen; sie hatte bereits mehrere Theatervorstellungen besucht, hatte, da es jetzt ihre Mittel erlaubten, mehrere Ölgemälde angeschafft, sich überhaupt völlig den Erhebungen der Kunst und der Literatur hingegeben. So verbrachte sie ihre Tage in geistvoller Einsamkeit, die nur zuweilen durch den Besuch Doktor Kahlers unterbrochen wurde, der ihr anfänglich manchmal von dem Befinden ihres Gemahls Nachricht brachte.

Paul Steinacher, der seinen Tod herannahen fühlte und dessen Dankbarkeit und Liebe zu seiner schönen Retterin sich, als sie ihn besuchte, ins Maßlose gesteigert, hatte nach einigem Zögern in die Ehe eingewilligt. Emma war es sehr schwergefallen, dem jungen Menschen gegenüber ihre Rolle durchzuführen, aber das Mitleid, das sie ihm entgegenbrachte, wurde, ohne dass sie es ahnte, von seiner Seite als tiefe Neigung aufgefasst, auch hütete sie sich, länger als unbedingt notwendig erschien, mit ihm zu sprechen, oder auf seine Gefühlsergüsse einzugehen.

Am Tage, da beide auf das Standesamt fuhren, versagten dem Kranken, den der Ernst, die Wichtigkeit des Moments in ein Fieber gestürzt, fast die Kräfte, sich aufrecht zu erhalten. Emma tat alles, um ihm diesen Schritt zu erleichtern, sie redete kaum ein Wort, sondern drückte sich totenbleich, fast dem Weinen nahe, in die Ecke des Wagens, sich zuweilen besorgt nach dem wie berauscht dasitzenden Jüngling umwendend, der ihr manchmal still die Hand drückte und der ihre scheue Zurückhaltung in seinem fieberhaften Zustand kaum bemerkte, oder sie für eine tiefe, seinen Leiden gezollte Ehrfurcht hielt. Gleich nach der Vollziehung der Formalitäten brachte Doktor Kahler den Kranken in eine mehrere Stunden von der Stadt entfernt liegende Heilanstalt. Rührend war es, wie der Kranke während dieser Fahrt seinem Begleiter sein übervolles Herz ausschüttete, das Beste von diesem Aufenthalt in freier

Bergluft hoffte und in eine Art Verzückung verfiel, wenn er auf seine Retterin zu sprechen kam, von der er nicht wusste, was er mehr preisen sollte, ihre Schönheit, ihren Edelmut, oder ihre Liebe.

An Frau Steinachers Geist zog, während sie auf dem Diwan ruhte, die ganze Bilderreihe dieser glücklich überstandenen Tage vorüber und es fiel ihr dabei selbst auf, wie wenig Teilnahme sie eigentlich dem Todkranken nun, da sie ihn schon seit Wochen nicht mehr gesehen, entgegenbrachte.

Paul schien liebenswert, kindlich, von edler Gestalt; aber sie bemerkte seine guten Eigenschaften mit jener Gleichgültigkeit, wie man sie etwa schönen Statuen gegenüber empfindet. Er interessierte sie nicht und sie war ein Weib, dessen Interesse nur durch außer gewöhnliche Charaktereigentümlichkeiten erregt werden konnte. Als sie so vor sich hin träumte, brachte die Dienerin einen Brief, der den Stempel jener Heilanstalt, Michelstadt, trug. Alle acht Tage lief ein solcher Bericht ein, den Frau Steinacher, da sie doch wusste, was er enthielt, meistens ungelesen beiseitelegte. Auch diesmal überflog sie das Schreiben sehr rasch, da der Leiter der Anstalt, wie er es jedes Mal zu tun pflegte, in kurzen Worten andeutete, auf Besserung sei kaum zu hoffen, die Schwäche nehme eher zu als ab.

Emma stand von dem Diwan auf, band einen leichten

Strohhut um und überschaute von der Terrasse ihre herrliche Besitzung. Fern schimmerten die Dächer der Stallungen; ein Wink genügte, um den elegantesten Landauer vor das Portal der Villa zu rufen; auf dem Teiche wiegten sich Schwäne, der Wald, die Wiese, der kleine Tempel gehörte ihr, die prunkvollen Zimmereinrichtungen, die ausgesuchten Speisen, die Dienerschaft, das alles stand ihr zu Gebote.

Aber dort hinten, über dem reich ornamentierten Hausgang, warf immer wieder jene geheimnisvolle Türe ihren dunklen Schatten in all die Pracht der reichen Frau, wie sie ihn bereits über das ganze Leben des Mädchens geworfen. Emma wandte ihr Auge von dem Kronleuchter, den schwellenden Samtdiwans ab und fühlte wie nie zuvor die Wahrheit der Lehre von der Richtigkeit aller irdischen Herrlichkeit. Ja, es kam ihr vor, als fühle sie sich nun mitten in diesem Glanz unglücklicher, gedrückter als früher in der engen, dunklen Wohnung, die von Straßenlärm wiederhallte. Eine tiefe Melancholie überschauerte sie, wenn sie bedachte, was ihr nun all dieser Reichtum nützte, dass er sie nicht gefördert, ihr Denken nicht umgewandelt, dass da immer noch eine unerklärliche Leere blieb und dass die unselige Frau dort in dem verdunkelten Gemach, trotz der besseren Speisen, die sie jetzt genießen konnte, so unselig blieb, wie sie es seit Jahren gewesen. —

Der Widerwille gegen das Leben, der in Emmas Gemüt schon so oft aufgetaucht, erhob sich jetzt mit voller Gewalt, bestärkt durch die modernen, pessimistisch-philosophischen Werke, die sie gelesen, und an denen sie sich geradezu geweidet. Sie besaß trotz aller Geistes- und Charakterstärke nicht genug innere Widerstandsfähigkeit, die Gedanken jenes Lieblingsphilosophen zu verarbeiten, zu überwinden; diese Gedanken überwältigten sie, sie gab dem düstern Weltweisen in allen Stücken unbedingt recht, was bei ihrer Lebensweise, ihren traurigen Lebenserfahrungen nicht wunder nehmen konnte. Den Unglücklichen zieht, sobald er tiefer nachdenkt, das Unglück an.

Als sie sich jetzt in das Zimmer zurückbegab, um nach ihrer Mutter zu sehen, erwachte von neuem in ihr der entsetzliche Plan, den sie früher schon oft gehegt. Als sie in das dunkle Zimmer der Kranken trat und die weißhaarige Frau mit dem stumpfen Blick im Bette liegen sah, überkam sie geradezu ein Trotz gegen das Schicksal, und als sie jetzt der Hilflosen, die nur noch aß und schlief, eine Tasse Schokolade reichte, als sie sah, mit welcher tierischem Heißhunger die Erbarmungswürdige auf die Nahrung zufuhr, überkam sie ein grenzenloses Mitleid, ein Ekel vor der ganzen Weltordnung.

Sie ordnete das Lager der Mutter, säuberte sie und

behandelte sie völlig wie ein Kind. Und diese Dienste leistete sie nun schon seit Jahren, und die Ärzte versicherten, die Kranke würde ihren elenden Zustand noch Jahre lang zu ertragen haben, ehe der Tod sie befreite. Die Mutter lallte, indem sie sich an der Tochter hielt, ein paar Worte, die von einem momentanen Angstgefühl Kunde gaben, die Tochter suchte sie zu beruhigen, strich ihr das weiße Haar aus der Stirne und blieb so lange an dem Bette stehen, bis die alte Frau in ihren gewöhnlichen Schlummer gesunken war. Dann erst verließ sie auf den Zehen das Gemach.

Doch in welchem Seelenzustand befand sie sich, als sie sich jetzt in die Polster des Diwans warf, wie himmelschreiend erschien ihr die Grausamkeit des Schicksals, wie berechnend erschien ihr dies Schicksal, da seine Tücke sie mitten in dem Reichtum nicht losließ, im Gegenteil, der giftige Stachel jetzt nur desto grimmiger bohrte. Die Vergoldungen der Möbel beleidigten sie, die gemalten Amoretten des Plafonds erweckten ihren Zorn und sie verbrachte die Stunden dieses Nachmittags wie im Halbschlaf, in einem dumpfen, erdrückenden Traumzustand, der ihr alle Energie des Handelns raubte. Gegen Abend raffte sie sich empor, um auf dem Flügel einige Akkorde anzuschlagen, die ihre trübe Stimmung verscheuchen sollten, aber dieselbe nur noch mehr verdüsterten; die wenigen Stücke, die sie zu spielen vermochte, waren bald gespielt. Nach

einiger Zeit ruhten ihre schönen schlanken Finger auf den weißen Tasten, ihr fein geschnittenes Profil senkte sich gegen den Notenhalter herab, um sich dann zu der über dem Klavier hängenden Raphaelischen Madonna emporzurichten. Die Kerze beleuchtete den Kupferstich ziemlich deutlich und Emmas Auge füllte sich mit Tränen, je länger es in das Antlitz der Himmelsmutter blickte, deren milde Ruhe lebhaft kontrastierte mit ihrem eigenen zerwühlten Innern.

Zusammenzuckend stand sie auf, es war ihr, als ob aus dem Glase des Bildes ein ernstes Männergesicht auf sie herniedergeschaut, ernst fragend, wie vorwurfsvoll. Ja, sie musste es sich gestehen, er hatte ihr imponiert, der ernste, praktische Mann mit dem mildstrengen Auge und sie war die Frau eines andern geworden, trotzig hatte sie seine Annäherung zurückgewiesen, um nur ihre sogenannte Selbstständigkeit zu wahren. Aber begehrte er sie denn wirklich? Er zeigte sich stets so verschlossen, drückte sich immer so nüchtern kurz aus. Teilnahme brachte er ihr entgegen, daran zweifelte sie nicht, ob mehr als Teilnahme, danach zu fragen war ja jetzt überflüssig; es war geschehen, das nicht mehr zu Ändernde, sie hatte ihren Willen durchgesetzt, sie stand allein, einsam inmitten des Glanzes, des glänzenden Elends. Und jener Ferne? Kranke? Ein unleidliches Schmerzgefühl durchbohrte ihr die Brust wenn sie bedachte, in welch' beunruhigender Lage sie sich befand

— einem todkranken Manne angetraut, der sie innig liebte — sie selbst die Liebe zu einem anderen im Herzen —!

Sie fühlte sich bedrückt, wie von einer schweren tiefen Schuld; manchmal, wenn sie nach einer Aussicht aus dieser erdrückenden Enge spähte, überkam sie das Herzklopfen der Verzweiflung, es war ihr, als habe sie sich die Kehle zugeschnürt, und als sie jetzt in ihr Schlafgemach eilte, schluchzte die Charakterstarke laut auf, da sie das Bild ihres Mannes, das er einst eigenhändig entworfen, über ihrem Bett hängen sah. Doch bezwang sie diesen Ausbruch so rasch wie er gekommen, betrachtete aber lange Zeit in düsteres Sinnen verloren den schönen, jugendlichen Gatten, die unentweihten, edelgeformten Züge seines naiven, kindlichen Angesichts.

Du warst deines Glückes Schmied, rief sie sich zu, du hast es nicht anders gewollt und kannst nun nichts tun, als das Kommende mit Gleichmut erwarten! Das Kommende! Ja, was sollte denn kommen? Wann würde er sterben, der kranke junge Mann? Und wie hässlich, ihm den Tod zu wünschen. — Sie hatte sich eine einfache Abendmahlzeit reichen lassen und warf sich nun unausgekleidet auf ihr Bett, den Kopf in die Hand gestützt, zuweilen den schlaftrunkenen Blick auf jenes Bild Pauls werfend.

Warum konnte sie nicht wenigstens zufrieden sein!

Jeder anderen würde der Gedanke, Herrin dieses reichen Hauses zu sein, das Peinliche der Verhältnisse überdeckt haben, sie jedoch, eigenartig angelegt, erfreute es nicht, an die Prachträume, die Ställe, die Kunstwerke zu denken, die ihrem Willen zur Verfügung standen. — Die reich vergoldete Lampe zuckte, da das Fenster offen stand, im Hauche der Frühlingsnacht, eine Nachtigall begann draußen ihr klagendes Lied. Die Türe, die in das Zimmer der Mutter führte, blieb wie immer auch diesmal die ganze Nacht hindurch geöffnet, sodass Emma jeden Atemzug der Kranken zu belauschen vermochte. So zwischen Schlaf und Wachen blätterte sie in der Philosophie des Unbewussten von Hartmann, die ihr bis jetzt noch unbekannt geblieben, und sie erstaunte über die Folgerichtigkeit, mit der dieser Denker den Pessimismus durchführte. Dazwischen frug sie sich, wenn ihr Blick das Bild Pauls traf, ob sie denn diesem seelenvollen Auge wünschen solle, sich auf immer zu schließen? Ob dieser schöne Mensch wirklich dem Tode verfallen sei? Welche Qual, an solche Dinge denken zu müssen! Bist du denn so gewissenlos, einem armen Unglücklichen den Tod zu wünschen? Wenn du ihn auch nicht liebst, das Leben musst du ihm gönnen, — aber dass in dir solche düstere Fragen erwachen, ist schon abscheulich. Und sie wusste recht gut, warum sie in ihr erwachten, sie verfolgte jenen einen heißen Wunsch bis in die tiefsten Labyrinthe ihrer

Brust, um dann endlich ihre Gedanken mittelst eines gewaltsamen Rucks von der ganzen Last des Nachgrübelns zu befreien.

Es mochte gegen ein Uhr sein. Drüben im Salon rief die Pendüle mit ihrer silbernen vornehmen Stimme die Stunde; auf Emmas Auge hatte sich ein unruhiger, flüchtiger Schlaf herabgesenkt.

Die Lampe beleuchtete ihr in die Kissen zurückgesunkenes, so interessantes Haupt, ein wegwerfender, spöttischer Zug kräuselte die schönen Lippen und ließ die Nasenflügel leise erzittern, regelmäßig hob sich ihre Brust, als sie plötzlich emporzuckte. Horch! Ein Stöhnen! Wo? O Gott! Ist's möglich? Drüben? Bei der Mutter? Noch einmal! Sie ergriff zitternd die dem Erlöschen nahe Lampe.

»Luise!« rief sie stammelnd nach der Dienerin und eilte von zurückgedrängtem Schauder durchrieselt nach dem Schlafgemach der Mutter. Jetzt erinnerte sie sich, als ob sie im Halbschlaf habe rufen hören und als wenn dann ein dumpfer Fall erfolgt sei.

Kaum hatte sie in atemloser Hast das Gemach betreten, als ihr der schmerzlichste, peinlichste Anblick das Herz zusammenschnürte. Die kranke Frau lag außerhalb des Bettes am Boden und starrte mit ausdruckslosen, angstvollen Blicken der Kommenden entgegen.

»Sie kommen, sie kommen, die Schwarzen,« wimmerte die hagere, jammervolle Gestalt der alten Frau unter den aus dem Bette gefallen Tüchern hervor, indem sie vor dem näher herantretenden, zum Tode erschrockenen Mädchen zu fliehen suchte.

Ein Traum, oder eine ihrer krankhaften Phantasievorstellungen musste die Unglückliche veranlasst haben, das Bett verlassen zu wollen, was ihr in ihrer Schwäche nicht gelingen konnte. Emma, von herzerreißendem Mitleid erfüllt, half der alten Frau aus dem Gewühle der Kissen und hob sie, ihrer durch ähnliche Hilfeleistungen erstarkten Kraft vertrauend, vom Boden auf. Es gelang ihr, die sich nun nicht mehr Sträubende wieder in das Bett zurückzutragen. Hier niedergelegt, streichelte dies unglückliche Wesen, unartikulierte Laute der Zärtlichkeit ausstoßend, die Wange ihres besorgten Kindes, das sich mit Tränen in den Augen zu ihr herabbeugte.

Emma redete kein Wort. Nicht nur, dass die Mutter sie doch nicht verstanden haben würde, das Herz war ihr zu voll.

Da bemerkte sie, als sie das Haupt der Mutter an die Lippen drückte, dass sich auf dem Nachtgewand ein blutiger Flecken gebildet. Sollte sich die Arme beim Fallen an der Bettkante verletzt haben? Entsetzt prüfte sie, woher das Blut stamme und entdeckte schließlich am

Hinterhaupte der Frau eine Wunde, aus der das Blut über die weißen Haare herabsickerte, das dünne, hellrote Blut einer Greisin.

Dieser Anblick, der zu einer anderen Zeit vielleicht nur einen vorübergehend peinlichen Eindruck auf Emma gemacht haben würde, quälte sie nun in ihrer jetzigen Gemütsstimmung derart, dass sie gegen sich selbst die bittersten Anklagen schleuderte, als sei ihr die Schuld jenes Unfalls zuzuschreiben, und während sie die Wunde mit einem Schwamme auswusch, zuckte sie zuweilen zusammen, als habe sie und nicht die Mutter den Schmerz zu tragen. Alsdann verband sie, so gut sie es vermochte, die wunde Stelle, setzte sich neben das Bett und beobachtete, welche Folgen die kleine Verletzung nach sich ziehen werde.

Sie wusste selbst nicht wie es kam, der blutgetränkte Schwamm, das zeitweilige Stöhnen der Verletzten, die ganze eben erlebte Überraschung, die pessimistische Lektüre, alles das drang mit solcher Gewalt auf ihr Gemüt ein, dass der schon oft in ihr aufgetauchte Gedanke: Bewusstlosigkeit sei das höchste Gut! nun plötzlich mit überwältigender Macht an ihr Herz stürmte. Eine Art Vernichtungsdrang überschauerte sie, das ganze Leben schien ihr völlig bedeutungslos, farblos; und was verlor denn diese Unglückliche, wenn sie die wenige Vernunft, die ihr geblieben, völlig einbüßte? Und sie, das

Kind der Bejammernswerten, was verlor denn sie, wenn sie sich den sogenannten Genüssen des Lebens entzog? Entzog sie sich nicht auch den Schmerzen? Und überwogen die Schmerzen nicht die Genüsse? Und wohin sollten die Wirrnisse ihres Herzens führen? In welcher gefährlichen Stellung hatte sie sich gebracht — ihr Inneres bebte zurück vor einer Neigung, die nur nach dem Untergange eines schönen, talentvollen Menschen Nahrung erhalten durfte?

Nein! Sie besaß nicht länger den Mut, dieses Elend weiter zu schleppen, dies Elend, das ihr inmitten des Reichtums nun erst recht fühlbar geworden, sie wollte mit der Unglücklichen, die dort auf dem Lager seufzte, hinüberfliehen in das Nichts, von dem ihre Lieblingsphilosophen so begeistert redeten.

Bereits zuckte die erste Morgenröte durch die Ritzen des immer geschlossenen Ladens im Krankenzimmer, als Emma das Bett der zuweilen leise seufzenden Mutter verließ. Ein Ende machen! rief eine Stimme in ihrer Brust, als sie durch die stillen Gemächer des noch schlummernden Hauses wandelte. Ein Ende machen! Einen Augenblick trat sie in den Garten hinaus, ohne irgendetwas zu denken oder zu empfinden, ganz stumpf in den sich immer glühender färbenden Himmel schauend. Wie leer, wie fade das alles war, sie verzog die Lippen wie im Widerwillen und schüttelte das graziös

geformte Haupt. — Schon begannen die Vögel ihr Lied, der Wind strich kühl, gleichsam wie Abschied nehmend durch die Büsche; sie gähnte verschlafen, schauerte fröstelnd zusammen und zog sich in den Gartensaal zurück. Wie fremd ihr die Welt erschien; alles so trübe, die Möbel verdrossen, die Bilder so übellaunig, und doch flimmerte über allem ein traumhafter Schleier.

Immer musste sie gähnen, als wolle der Schlaf sein Recht nachholen, immer fielen ihr die Augen zu, immer wieder, wenn sie dieselben öffnete, flimmerten die Gegenstände so traumhaft, und doch war diese Ermattung nicht eigentlich unangenehm, sie hielt wenigstens eine gewisse dumpfe Sehnsucht fern.

Die Dienerin kam und brachte den Kaffee. Emma nickte mit dem Kopfe und schritt auf einmal, wie von einem Drange, dessen sie nicht Herr werden konnte, erfasst, auf den eleganten Arzneischrank zu, der einen Winkel des Gemachs verschönerte. Ein Ende machen! schien seine Türe knarrend zu rufen, als sie dieselbe öffnete. Dort befand sich eine größere Flasche Opiumtinktur, von deren Inhalt der verstorbene Onkel zuweilen Gebrauch machen musste, wenn ihm der eben nicht mäßig genossene Wein den Schlaf geraubt. Emma dachte, als sie das Kristallglas ergriff, lebhaft an den alten hitzköpfigen Onkel und dabei kamen ihr die Worte: ›den Toten soll man nur Gutes nachreden!‹ in den Sinn, sie

wusste selbst nicht warum! War es die unbewusste Empfindung, dass sie nun selbst benötigt sei, an das entschuldigende Vergeben ihrer Bekannten zu appellieren?

Wiederum unterdrückte sie ein Gähnen, jedoch als sie jetzt die Kaffeetasse halb entleerte, um das Ausgegossene durch die schwarze Opiumtinktur zu ersetzen, zitterte ihre Hand wie im Fieber, doch bezwang sie ihre Aufregung, die Lippen so fest aufeinander pressend, dass dieselben nur noch als dünne, weiße Striche sichtbar blieben.

»Erst sie, dann ich,« murmelte sie, indes alles Blut ans ihrem Gesichte wich. Gerade als sie die Opiumkaraffe erhob, fiel ihr Blick in den gegenüber hängenden, prachtvoll vergoldeten Spiegel. Sie schrak zusammen, als sie ihr totenähnliches Gesicht wahrte, das eben von einem Sonnenstrahl berührt, wie der Kopf einer Enthaupteten in dem Goldrahmen auftauchte, und drückte, einen Seufzer des Abscheus ausstoßend, ihre schmale Hand auf die Augen. Noch stand sie uneins mit sich selbst, manchmal sich selbst und ihr Tun nicht begreifend, wie von einem Schwindel erfasst, als sie plötzlich fühlte, wie eine fremde, warme Hand langsam ihre kalte berührte, indem sie sanft, aber fest die Karaffe aus ihrer Hand zu nehmen beabsichtigte. Sie löste erschrocken die Finger von den zugewesenen Augen, sah sich, als habe sie eine Geistererscheinung berührt, mit

halb geöffnetem Munde um und stieß einen unartikulierten Ton aus. Er war's, er stand vor ihr, das ernste, strenge Auge vorwurfsvoll in ihr Auge gebohrt, Doktor Kahler. Sie setzte die Karaffe auf den Tisch, versuchte alsdann, was ihr kaum gelingen wollte, zu lächeln und sah ausdruckslos vor sich hin.

Dann wie aus einem Starrkrampf erwachend, atmete sie aus und ließ sich langsam in einen Fauteuil nieder, den Kopf tief zur Erde herabgeneigt.

Er blieb, Stock und Hut in der Hand, vor ihr stehen; doch kaum hatte sie ein paar Mal die kalte Hand vor die Stirne gepresst, als wolle sie dort eine düstre Vorstellung verwischen, als sie mit einem zwar todblassen, aber im Übrigen fast gleichmütigen Gesicht zu ihm empor sah.

»Sie kommen frühe,« sagte sie mit rauher, klangloser Stimme, »nehmen Sie Platz.«

Da sie sich ein wenig abwandte, fuhr der Doktor aus seinem Sinnen empor, ergriff die Lehne des nächsten Stuhles, drehte ihn um und ließ sich sehr langsam auf ihn nieder, den prüfenden Blick nicht von der halb verschämten, halb trotzigem Frau abwendend. Kaum dass der starke Mann Besorgnis blicken ließ, kaum dass, wenn sie ihn einmal nicht ansah, etwas wie Teilnahme über seine strengen Züge glitt. Endlich, da ein peinliches Stillschweigen auf beiden Seiten einzutreten drohte und Emma unter seinem Blick endlich ein Erröten

unterdrückte, wandte er sein Auge von ihr ab und sagte, nicht in fragendem, tadelndem, sondern mehr in gleichmütig-barschem Ton:

»Was waren Sie im Begriff zu tun, gnädige Frau?«

Sie schwieg und spielte mit den Fransen eines Fauteuils, während er mit seinem Stocke spielend allmählich eine ärgerliche Miene annahm. Sie ließ einen unverständlichen Ausruf hören und versuchte, da ihr jetzt etwas wie Tränen in die Augen treten wollte, das Lächeln ihres Mundes zu verstärken.

»Gnädige Frau,« begann er nun in vorwurfsvollem Ton, »einen solchen dummen Streich hätte ich nicht von Ihnen erwartet. Todesgedanken! Jetzt, da Sie allen Elendes enthoben sind? Und da Sie sich doch selbst für eine Philosophin halten! Nein, ich traute Ihnen mehr Geist zu.«

Diese Bemerkung traf ihre Selbstliebe gerade an der Stelle wo sie am verwundbarsten war, da es ihrem Stolze schmeichelte, für geistreich und belesen zu gelten. Die Schamröte machte rasch einer momentanen Blässe Platz, sie hob den Kopf und ohne zu wissen, was sie sagte, stieß sie ziemlich laut ein barsches fragendes: »Wie?« hervor.

Als dieser scharfe, unhöfliche Klang die Stille des Gemachs durchschnitt, entstand eine Pause, während welcher man nur das eintönige Ticken der Pendüle

vernahm. Doktor Kahler fühlte, dass er zu barsch gewesen, er hatte eigentlich auch beabsichtigt, milde zu sein und es blieb ihm selbst ganz unerklärlich, warum ihm jene rauen Worte entfahren.

»Geist?« fuhr sie, nachdem sie sich gesammelt, mit ironischer Betonung fort, »glauben Sie auch an das Märchen, nur die Dummen, oder die Wahnsinnigen seien geneigt, dies kostbare Geschenk, das Leben, von sich zu werfen? Lieben Sie denn das Leben so sehr? Sie scheinen ähnlich wie die Kinder alles das, was Sie nicht verstehen, ›dumm‹ zu nennen! Erlauben Sie mir zu bemerken, dass ich Sie für gescheiter gehalten habe.«

Der Doktor runzelte die Stirne.

»Ich sehe, Sie bedürfen meines Trostes nicht,« sagte er ein wenig beleidigt, »und Sie danken mir nicht einmal dafür, dass ich Sie davon abgehalten habe, ein —«

»Nun?« frug sie lächelnd, da er abbrach.

»Ein Verbrechen zu begehen!« fuhr er fort.

Sie schwieg regungslos dasitzend.

»Ich sehe ein, dass ich unüberlegt gehandelt,« entgegnete sie nach einer Pause langsam, »ob das, was ich im Begriffe war zu tun, ein Verbrechen ist, lasse ich dahingestellt, mir erschien es im Augenblick als das allein Richtige, Naturgemäße. Sie versetzen sich nicht in meine Lage, das ist das Ganze! Sie glauben, es sei töricht,

dem Reichtum, der mich umgibt, zu entsagen und denken nicht daran, dass das, was man besitzt, allmählich den Reiz der Neuheit verliert und dann ——«

Sie hielt inne, sah einen Augenblick mit ausdruckslosem, fast verglastem Auge ins Leere und frug dann ganz unvermittelt, mit einer Art Heftigkeit: »Haben Sie Nachricht von meinem Manne?«

Noch ehe er indes antworten konnte, wandte sie rasch das blasse Gesicht zu ihm hin und setzte, ohne eine Miene zu verziehen, mit ganz harter Stimme hinzu: »Es scheint sich nicht zu bessern.«

Darauf stützte sie das Haupt in die hohle Hand, starr ins Leere sehend.

Auf den Arzt wirkte die plötzliche Erwähnung Pauls, seltsam beunruhigend und doch wieder freudig erregend. Er empfand, dass Emma diese Angelegenheit nur deshalb so obenhin berührte, weil sie sich innerlich sehr eingehend mit ihr beschäftigte und nun erst warf ihm ihr verstörtes Benehmen ein erklärendes Licht auf die schwarze Tat, die er eben durch sein Dazwischentreten verhindert hatte.

Empfand sie Gewissensbisse? Sah sie ein, in welch' zweifelhafte Stellung sie sich gebracht! Oder liebte sie ihren abwesenden Gatten! Hierüber sich Gewissheit zu verschaffen nötigte ihn ein unwiderstehlicher innerer

Zwang, und über seine Frage, die ihm jetzt unbewusst über seine Lippen glitt, aufs tiefste erschrocken, sagte er:

»Nicht wahr, der Tod Ihres Mannes würde Sie sehr schmerzlich berühren?«

Noch immer sah sie leblos, einer Leiche ähnlich, ins Weite, dann wandte sie wieder den Kopf langsam mit starrem Blick nach ihm hin, sah ihm wie geistesabwesend in das erschrockene Gesicht und sagte ganz befremdet:

»Warum soll ich Sie und mich belügen?«

»Belügen?« sagte er betreten, obgleich ihn eine unerklärlich heitere Stimmung überschleichen wollte.

»Die Wahrheit über alles,« entgegnete sie mit einer gewissen Würde, »warum soll ich mir das übelnehmen? Für meinen Gemahl kann ich nicht die warme Teilnahme hegen, die man unter gewöhnlichen Verhältnissen füreinander hegt. Wie sollte dies möglich sein? Ich habe ihn kaum gesehen, kaum gesprochen!«

Der Doktor nickte bestätigend.

Nach einer Pause hob sie den vorher geneigten Kopf und frug, indem sich ihre Wangen ein wenig belebten:

»Würden Sie es mir verargen, wenn der Tod meines Gatten mich gleichgültig ließe?«

Der Arzt zuckte die Achseln.

»Eigentlich nein!« sagte er gedehnt, wiederum von

jenem angenehmen Schauer durchrieselt, der ihn schon einmal überrascht.

»Bitte,« fuhr sie alsdann leiser fort, »sagen Sie mir doch, was Sie eigentlich von mir denken! Wie komme ich Ihnen vor, seit ich verheiratet bin?«

Der Doktor erzwang ein Lachen und stammelte ein paar schmeichelhafte Bemerkungen, denen er jedoch, sie immer wieder verschluckend, eine ironische Wendung zu geben suchte. Sie unterbrach ihn, indem sie behauptete, er sage nicht die Wahrheit, er halte sie gewiss für eine Gewissenlose. Auf einmal zog sie die Augenbrauen finster zusammen, und indem sie sich wie tief ermattet in den Sessel zurücklehnte, traf den Doktor ein verzehrender, schmerzlicher Blick aus ihrem glutvollen Auge.

»Doktor, Sie sind schuld an meinem ganzen Elend,« flüsterten ihre leidenschaftlich bebenden Lippen im Ton tiefsten Vorwurfs.

»Ich? Schuld?« fuhr der Arzt auf.

Immer ruhte noch dieser feuchte, fast wilde Blick auf dem bestürzten Kahler.

»Dass Sie dem Unglücklichen, ohne meine Erlaubnis einzuholen, jenes Märchen aufgebürdet — ich liebe ihn,« sagte sie, sich in ihrer fast liegenden Stellung nicht rührend.

»Gnädige Frau,« entgegnete Kahler lächelnd mit unsicherer Stimme, »wie können Sie mir hierüber Vorwürfe machen? Das finde ich sonderbar; handelte ich doch in Ihrem Interesse, gaben Sie mir doch vollkommene Vollmacht! — Nein!« setzte er, das Gesicht in ernste Falten legend, hinzu, »ich muss diese Anklage ganz entschieden zurückweisen.«

»Spricht Sie Ihr Gewissen wirklich gänzlich frei?« frug sie, ihn aufmerksam betrachtend. Er besann sich eine Weile.

»Gänzlich,« sagte er dann entschieden. »Die Notwendigkeit zwang mich zu dieser kleinen Verfälschung der Wahrheit; ich rechne diese Lüge sogar zu meinen guten Werken, gnädige Frau. Ich liebte Paul und wollte ihm das Glück, das ihm winkte, gewaltsam unter allen Umständen aufdrängen. Nun,« fügte er leiser hinzu, »er ist glücklich.«

Emma erbebte bis ins Innerste, tief erblassend wiederholte sie halb fragend, halb bestätigend das letzte Wort: »Glücklich?!«

Des Doktors Gesicht verfinsterte sich zusehends, bis es schließlich einen fast schmerzlichen Ausdruck annahm.

»Auch wenn er jetzt sterben sollte,« sagte er leise, »nenne ich ihn glücklich.«

»Warum, wie meinen Sie das?« frug sie mit zitternder

Stimme, den verschleierte, immer noch von tiefer Kränkung glühenden Blick auf ihr Gegenüber gerichtet.

»Weil er liebt!« entgegnete der Arzt ruhig, seine Erregung beherrschend.

»Und keine Gegenliebe fand?« frug sie fast atemlos.

»Fand er diese wirklich nicht?« sagte der Arzt trübe lächelnd.

Sie schüttelte das schöne Haupt und schwieg.

»Haben Sie überhaupt je einen Mann geliebt?« frug Kahler, absichtlich einen leichtfertigen Ton heuchelnd.

»Wie?« fuhr sie auf.

Er wiederholte seine Frage.

»Ich glaube: nein! Doch das sind nutzlose Fragen,« sagte sie.

»Da haben Sie recht,« meinte er lächelnd

Wiederum trat beiderseitiges Stillschweigen ein.

Der Wind bewegte leise die reiche Seidengardine des Fensters, streifte den goldenen Kronleuchter und brachte die feinsten Haarwellen auf der Stirn Emmas in Bewegung. Doktor Kahler saß wie traumverloren, die Hand auf den Stock gestützt, das Kinn auf diese Hand gedrückt. Endlich stand er auf.

»Gnädige Frau,« sagte er im Tone wärmster Teilnahme, »darf ich Sie um einen Gefallen ersuchen?«

»Wie meinen Sie?« frug sie zerstreut, ohne sich zu regen.

»Versprechen Sie mir,« fuhr er mit weicher Stimme fort, »Ihr Todesgelüste zu zügeln. Bedenken Sie, dass sich Ihr Leben noch schön und heiter gestalten kann und dass da Menschen leben, welchen Sie nützen können, welchen dies, Ihr Leben, kostbar ist.«

»Wirklich?« kam es träumerisch über ihre Lippen.

»Wirklich!« bestätigte er, »man darf nicht so egoistisch sein und muss bedenken, dass man mit seiner Person viel mehr andern, als sich selbst angehört. Alle Ihre Freunde, zu welchen auch ich mich zähle, haben ein Recht auf Ihr Leben. Sie sind gewissermaßen unser Besitz.«

Sie schwieg noch längere Zeit, als säne sie dem Klange dieser weichen, tiefgefühlten Worte nach, als wolle sie ihre ganze Seele in diese ernste Mannesbrust versenken.

»Nun, ich verspreche,« entgegnete sie endlich, »dass ich dem Leben nicht entfliehen will —« sie hielt inne und setzte dann lächelnd hinzu: »wenn Ihnen dies Leben so kostbar ist.«

Es ergriff ihn ein leichtes Zittern, das er je doch überwand.

»Gewiss,« sagte er, »aber werden Sie Wort halten?«

»Soll ich etwa schwören?« frug sie, zu ihm

emporsehend.

Doktor Kahler ergriff die auf dem Tische stehende Opiumkaraffe.

»Wir wollen es fürs erste unmöglich machen,« sagte er, »dass Sie Ihren düsteren Anwandlungen sogleich die Tat folgen lassen können —«

Er trat ans Fenster, um die Karaffe zu zerschmettern, sah sich am Fenster stehend noch einmal um und kam, als er bemerkte, wie sie teilnahmslos seiner Handlungsweise zuschaute, wieder zurück.

»Nein!« sagte er alsdann, »ich mag Sie nicht für ein Kind halten, dem man sein gefährliches Spielzeug entziehen muss! Hier nehmen Sie die Flasche zurück! Ich traue Ihren Worten.«

Sie schien überrascht, errötete flüchtig und suchte dann nach passenden Worten, die sie anfangs nicht finden konnte.

»Ich danke Ihnen,« sagte sie, des Doktors Hand ergreifend, »ich werde mich dieses Vertrauens würdig zeigen, verlassen Sie sich darauf —«

Dann setzte sie mit fester, tieftönender Stimme hinzu:

»Das Leben erhält eine neue Anziehungskraft, einen neuen Reiz, sobald man weiß, dass man —« sie wollte sagen: »geliebt wird,« erschrak jedoch vor diesem Ausdruck und fuhr fort: »sobald man weiß, dass man

guten Menschen etwas wert ist.«

Der Arzt, der an der Türe noch einmal zögerte, empfahl sich ungeschickter, als es ihm lieb war. Er hätte so gern noch ein teilnehmendes warmes Wort einfließen lassen.

Emma lauschte auf die sich entfernenden Schritte des charakterfesten Mannes, sank dann in den Fauteuil zurück und bewegte die Lippen.

»Und ich liebe ihn trotz allem, ich liebe ihn!« rief es in ihrer Brust. So saß sie noch einige Zeit, sich in der Phantasie den Genuss bereitend, diese ganze eben erlebte Szene noch einmal zu durchleben.

Jede seiner Äußerungen legte sie aus die Waagschale, jede seiner Mienen prüfte sie, um zu ergründen, welchen Seelenzustand sie wohl bemäntele und sie kam hierbei zu einem nicht unangenehmen Resultat.

Aber sie nahm sich vor, ihn nicht eher wiederzusehen, bis sich das Schicksal ihres Mannes entschieden.

Vorher durfte keine weitere Verständigung stattfinden, sie musste ihrer Ehre das Opfer bringen, die geliebten Züge zu vermeiden. So lebte die junge Frau ziemlich einsam dahin, nur mit der Pflege der Mutter beschäftigt, aber geheilt von ihren düsteren Todeswünschen, geheilt durch die Liebe. Die Briefe, die sie aus der Heilanstalt Michelstadt von Zeit zu Zeit empfing, erbrach sie nicht

mehr; sie kannte den Inhalt und wollte alles vermeiden, sich zu sehr in die fortschreitende Leidensgeschichte Pauls zu vertiefen, um sich das Mitleid zu ersparen, das sie ihm dann doch gezollt haben würde. Wenn der letzte Brief mit dem dicken schwarzen Rand kommen werde, den wollte sie öffnen und ihn auch einem anderen zu lesen geben!

* * *

IV. Kapitel

Inzwischen waren mehrere Wochen vergangen.

Im Hause des Rechtsanwalts Heinheimer herrschte ein reges Treiben; eine fröhliche Gesellschaft durchwogte die erleuchteten Räume. Der kleine Anwalt schlüpfte durch die Reihen seiner Gäste, bald diesen, bald jenen bewillkommend, indes seine Gattin weniger lebhaft, aber dafür desto gründlicher die *Honneurs* machte. Auch Emma Steinacher, die Klientin des Anwalts, war geladen und erschien gegen acht Uhr, freilich, wie sie selbst sogleich bemerkte, um sich nach einer Stunde wieder zu entfernen, da sie ihre Mutter nicht länger allein lassen durfte. Sie wechselte ein paar freundliche Worte mit dem kleinen Mann und zog sich darauf mit der noch immer hübschen Frau Heinheimer in einen kleinen, durch eine Portiere geschlossenen Salon zurück. Natürlich erkundigte sich Frau Heinheimer in liebenswürdigster Weise sogleich nach dem Befinden des Herrn Steinacher, welcher Frage Emma geschickt auszuweichen wusste. Sie war schließlich dahin gekommen, bei allen derartigen in Beziehung auf ihren Gatten gestellten Fragen ein und dieselbe Phrase vorzubringen, bei der sie nicht einmal mehr in Verlegenheit geriet, wie es anfangs der Fall gewesen.

»Hat Sie Doktor Kahler lange nicht besucht?« frug

Frau Heinheimer im Laufe der Unterhaltung.

Emma hatte Mühe, ein Erröten zu unterdrücken.

»Ja,« sagte sie aufs Geratewohl, unbesorgt darüber, ob diese Antwort zutraf oder nicht.

»Nun, so werden Sie ihn vielleicht hier bei uns sprechen können,« fuhr Frau Heinheimer fort, »er hat uns versprochen, einen Augenblick zu erscheinen. Einen Augenblick! Seine Praxis erlaubt ihm natürlich nicht, lange zu verweilen.«

Emma machte eine Bewegung, als wolle sie aufstehen, besann sich jedoch und unterdrückte, so gut es ihr gelingen wollte, ihre Beklommenheit.

Frau Heinheimer plauderte hierauf noch einiges, mochte aber merken, dass Emma nur mit halbem Ohre zuhörte und lud sie, als jetzt aus dem anstoßenden Gemach die Töne des Pianinos erklangen, ein, ihr zu folgen, Fräulein Schreitz werde eines ihrer reizenden Lieder singen.

»O!« sagte Emma, die, da sie selten in Gesellschaft ging, sich in einer solchen immer ein wenig unbehilflich benahm, »ich höre lieber von hier aus zu. Es stört mich, wenn ich Musik höre und ich befinde mich dabei unter vielen Menschen.«

»Ach ja!« entgegnete die Frau des Rechtsanwalts, »Sie haben Recht! Nicht wahr! ich langweile Sie mit meinem

Geplauder?«

»Mich?« frug Emma überrascht, »wie können Sie das sagen?«

»Ach! Mein Mann meinte, Sie seien so gescheit,« entgegnete die andere, »Gesellschaften missfielen Ihnen, Sie hielten sich nicht gern auf der Oberfläche der Unterhaltung.«

»O,« lachte , »wie man mich verleumdet!«

»Wissen Sie,« sagte die andre, »dass ich mich ein wenig vor Ihrem Verstande gefürchtet!«

»Gefürchtet?« frug Emma, »liebe Frau, die Gescheiten braucht man nicht zu fürchten, die Dummen, das sind die Gefährlichen.«

»O! Für dieses Wort möchte ich Sie küssen,« lachte Frau Heinheimer, Emmas Hand fassend.

Darauf begann sie, während Emma an andere Dinge dachte, einige bedauernde Worte über das unselige Los der armen geisteskranken Mutter einfließen zu lassen, und zwar erschien ihr Mitleid so aufrichtig, dass Emma der hübschen kleinen Frau gerührt die Hand drückte.

»Ich bin an dieses trübe Schicksal von Kindheit an gewöhnt,« sagte Emma, »ich habe mich jetzt fügen gelernt. Freilich, manchmal begreife ich selbst kaum, wie ich das alles aushalten konnte. Aber ich habe es ausgehalten.«

Im anstoßenden Gemach belohnte jetzt ein lebhaftes Händeklatschen die Sängerin, die ihr Lied beendet.

»Wissen Sie, dass Herr Doktor Kahler große Stücke auf Sie hält?« frug Frau Heinheimer, während sich Emma erhob. Emma tat, als habe sie im Lärm des rauschenden Festes diese Frage überhört. Ihr einziges Bestreben ging dahin, diese fröhlichen Räume zu verlassen, bevor sie der Doktor betreten, sie wollte unter allen Umständen ein Zusammentreffen vermeiden. Wie dies jedoch bewerkstelligen? Ihren Wagen erwartete sie erst gegen neun Uhr, den weiten Weg bis an ihr Haus konnte sie nicht ohne Begleitung zurücklegen, und das Fest jetzt schon verlassen, da sie kaum fünfzehn Minuten hier verweilte, musste wenigstens den Festgebern auffallen. Als sie sich jetzt unter die Gäste mischte, versuchte sie auf möglichst unbemerkte Art zur Garderobe zu gelangen, fest entschlossen, den Heimweg ohne Begleitung zurückzulegen. Behutsam wie eine Diebin näherte sie sich dem Ausgang. Kaum hatte sie denselben erreicht, als sie erbleichend zurücktrat.

Es war zu spät, dort stand er in seiner ernsten, gesetzten Weise, mit dem Anwalt plaudernd. Sie hegte diesem Manne gegenüber, seit er ihr jene Karaffe aus der Hand genommen, eine sonderbare Furcht, sie empfand zu sehr die Macht, die er über ihr Gemüt auszuüben imstande sei und sie wollte selbstständig bleiben, wie sie

es von jeher auch ihrem Vater gegenüber gewesen. Und nun bemerkte er sie, er nickte ihr zu, die sie seinen Gruß kaum erwiderte, sondern wie in einem nachtwanderischen Zustand nach der Garderobe schritt. Seine Blicke folgten ihr, während er mit dem Anwalt sprach; sie fühlte das, ließ sich jedoch nicht abhalten, sondern ergriff ihre Kleidungsstücke und zog sie in fieberhafter Hast an. Wenn mich nur niemand aufhält, dachte sie, ängstlich umherspähend. Richtig, da schritt Frau Heinheimer in der Nähe an ihr vorbei, bemerkte jedoch die Hinwegeilende nicht. An der Küche vorübereilend, gab Emma dem Dienstmädchen den Auftrag, der Herrin auszurichten, man möge sie entschuldigen, es habe sie nicht länger hier geduldet, sie könne ihre Mutter, die sich heute unwohler befinde, nicht länger unter der Aufsicht der Dienerschaft lassen. Endlich erreichte sie die bereits dunkle Straße. Die Laternen wurden soeben angezündet, als sie, immer den Schatten der Häuser aufsuchend, dahin floh. In der Tat floh sie vor ihm, wie vor einem Feinde, obgleich sie eine unbestimmte Ahnung im Herzen hegte, dass er ihr folgen werde. Indes vermied sie, sich umzublicken, selbst dann noch vermied sie es, als sie bereits Schritte hinter sich hörte, deren unregelmäßigen Gangart man anmerkte, dass sie bemüht waren, schneller von der Stelle zu gelangen, als eigentlich anständig schien.

Anfänglich bemächtigte sich ihrer eine stumpfe,

gedankenlose Angst; die Füße versagten ihr fast den Dienst. Als die Schritte jedoch immer näher kamen, stieg in der Brust der jungen Frau fast ein Ärger, ein scheues Trotzgefühl auf, und, als die Schritte nun dicht hinter ihr zu vernehmen waren, drehte sie sich plötzlich um, blieb stehen und bemühte sich, sehr ernst, fast drohend auszusehen. Doktor Kahler kam näher.

»Verzeihen Sie, gnädige Frau,« sagte er lächelnd, »ich eile Ihnen nach, um Sie an Ihre versäumte Pflicht zu gemahnen.«

»Pflicht?« stieß sie, vom hastigen Gehen noch atemlos, hervor.

»Sie befolgen meine ärztliche Anordnungen übel,« erwiderte er, ebenso erregt wie sie, »habe ich Ihnen nicht anempfohlen, heitere Gesellschaft zu besuchen und daselbst möglichst lange zu verweilen? Habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie müssen sich unbedingt zerstreuen? Ihre Mutter, die um diese Zeit schläft, kann recht gut eine Stunde hindurch unter Aufsicht Ihrer pflichtgetreuen Zofe gelassen werden. Warum verlassen Sie die lebenswürdige Frau Heinheimer, der ich Sie auf die Seele band, so gar frühe?«

Emma ging weiter, während er folgte. Sie wusste nicht, wie ihr geschah, die Tränen traten ihr in die Augen, und doch war es ihr nicht weich ums Herz. Was sollte sie auf seine Frage erwidern? Sollte sie wiederum lügen?

Nein, es musste endlich zur Entscheidung kommen, sie musste die Wahrheit sagen, mochte daraus folgen, was da wollte. Und sie besaß genug Mut, um die Wahrheit nicht zu fürchten.

»Weil ich Ihnen nicht begegnen wollte,« sagte sie geradeaus mit fast harter Stimme. Er räusperte sich.

»Tue ich Ihnen denn etwas zu Leid?« suchte er zu scherzen, wobei jedoch seine Stimme einen weichen Klang nicht zu unterdrücken vermochte.

»Sie —« sie stockte und sagte dann fast mürrisch, »nur ist, sobald ich mit Ihnen verkehre, zumute, als begehe ich ein Unrecht — ein Unrecht gegen — Sie wissen gegen wen!«

Er schwieg. Die Häuserreihe hörte hier auf, das freie Feld begann, nur wenige Laternen, in großen Entfernungen angebracht, erleuchteten die Gartenmauer, an welcher der Weg vorüberführte, nach Emmas Villa. Die Einsamkeit, die Stille und Finsternis dieser Gegend flößten dem Arzte den Mut ein, einmal sein ganzes Herz zu entlasten und sich ihr gegenüber, ohne die er nicht mehr leben zu können glaubte, einmal ohne jegliche Larve zu zeigen.

»Sie haben vielleicht recht,« sagte er ernst, »unser Verhältnis ist nicht ganz das Richtige, ich habe oft darüber nachgedacht. Ich fühle selbst, dass ich vor Paul,

der mir doch ein so tiefes Zutrauen entgegenbringt, die Empfindung, die ich seit einiger Zeit Ihnen entgegenbringe, nicht rechtfertigen könnte. Ich fühle dies, und es zehrt an meinem Innern. Ja! Ich hielt mich immer für charakterfest; seit ich Sie kennen gelernt habe, merke ich, dass auch der charaktervollste Mann in gewissen Dingen ein Kind ist. Ich werde aber, wenn Sie es verlangen, mir Mühe geben, meine halb unbewussten Seelenregungen zu bekämpfen.«

Er hatte männlich, einfach gesprochen, fast ohne mit der Stimme zu zittern.

Emma schwieg und eilte so rasch von dannen, dass es ihm auffallen musste. Ihr Gesicht hielt sie abgeneigt von ihm; er schloss jedoch aus ihren hastigen Atemzügen, dass seine Worte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Mehrmals war er versucht, sie um eine Antwort zu bitten; auch schwebte ihr eine Antwort auf den Lippen, die sie jedoch nicht das Herz hatte auszusprechen, da ihr die ruhige männliche Art, mit welcher er seine Neigung bekannt, zu achtungswert erschien. So schritten beide nebeneinander her, bis sie das Gartentor der Villa erreicht. Der Arzt wollte sich, da ihn ihr Schweigen kleinmütig gestimmt, entfernen; doch, da sie auf einmal, als ob ihr der Anblick ihres Besitztums Mut eingeflößt, zu reden begann, folgte er ihr in das Innere des Hauses, aus welchem sogleich einige Dienerinnen der Herrin

entgegeneilten.

»Wollten Sie nicht einmal nach meiner Gesellschafterin sehen,« sagte sie, »Fräulein Rietel klagt über Kopfschmerzen. Ich glaube, sie hat sich bereits auf meinen Wunsch zur Ruhe begeben.«

Dr. Kahler eilte die breite, hellerleuchtete Marmorstiege hinauf, um nach Fräulein Rietel zu sehen, während Emma, in ihrem Salon angekommen, auf einen Fauteuil sank. Eine vornehme Stille herrschte in dem großen Hause, die Fußteppiche dämpften jeden Schritt. Emma saß angekleidet, den Hut auf dem Kopfe vor dem mit Speisen besetzten Tische, in dessen Politur der Kronleuchter flimmernde Funken streute. Sie starrte in die Flammen des Leuchters, ihre Seele war wie gefesselt, sie vermochte sich nicht empor zu raffern. Zuweilen ertönte das Klingen einer elektrischen Schelle durch die stillen Räume.

Emma wusste nicht, was sie tun sollte; sie fühlte sich wie zerschlagen. Der Kopf wirbelte ihr und die widerstreitendsten Empfindungen zerrissen ihr Herz. Liebte sie ihn denn wirklich? Hielt sie vielleicht nicht das Gefühl der Achtung für Liebe? War dies nicht ein Mann, dem sie sich hätte blindlings unterwerfen müssen und sträubte sich nicht ihr Stolz dagegen, die Sklavin eines Herrn zu sein? Eines so düsteren, strengen Herrn? Endlich erlösten sie die Schritte des eintretenden Arztes

aus diesem peinlichen Brüten.

»Eine leichte Erkältung,« sagte er, »hier dies Rezept wird das Fieber dämpfen. Lassen Sie es noch heute Abend besorgen.«

Emma nickte. Er wollte das Gemach verlassen und hatte bereits die Türe geöffnet.

»Doktor!« rief sie noch einmal, fast unverständlich.

»Gnädige Frau!«

Er schloss die Türe. Da sie sich nicht nach ihm umwendete, suchte er ihr Antlitz im gegenüber hängenden Spiegel. Er bemerkte, dass sie zitterte, fast so heftig, wie er selbst zitterte.

»Ich bitte Sie,« fuhr sie leise fort, »jenen Gegenstand nicht mehr im Gespräch zu berühren.«

Er verstand sie natürlich, frug jedoch nochmals, welchen Gegenstand sie meine, worauf sie ihm zu verstehen gab, er müsse das wissen.

»Es soll nicht mehr geschehen,« sagte er leise resigniert.

Dann wendete sie sich nach ihm um.

Sie bewegte die Lippen, als wolle sie ihm auch ihrerseits ihre Neigung eingestehen, stand dann aber auf und ergriff des Doktors Hand, die sie fest und innig drückte. Die Art, wie sie seine Hand krampfhaft

umspannte, sagte mehr als Worte, es lag in diesem weichen, innig festem Druck alles, Liebe, Ergebung, Resignation, Schmerz.

»Seien Sie mein Freund,« kam es fast unhörbar über ihre erbleichenden Lippen, und er beugte sich, um die seine Augen füllenden Tränen zu verbergen, auf diese kleine Hand herab. Einige Zeit hielt er so das Gesicht herabgeneigt.

»Er ist ein guter Mensch, mein Gatte,« flüsterte sie, »handeln wir, wie er handeln würde und bedauern wir unseren Freund mit Aufrichtigkeit. Was uns spätere Tage bringen können, davon wollen wir sprechen, wenn diese Tage gekommen sein werden.«

Die letzte Äußerung durchbebte Kahlers Inneres, er verstand ihre Andeutung und, das Gesicht rasch zu ihr emporhebend, sah er ihr leuchtend ins Auge.

Dann trübte sich seine Stirn, und es entglitten ihm die folgenden Worte eigentlich gegen seinen Willen:

»Glauben Sie nicht, ich wünsche ihm den Tod,« flüsterte er, das Haupt wieder ernst senkend, »ich liebe ihn und ich fühle, wie schlecht ich an ihm handle. Wahrhaftig, ich liebe ihn und wenn er wieder genesen sollte —« er brach ab, erbleichte und sah zu Boden. Auch sie traf dies letzte Wort: Und wenn er wieder genesen sollte!

Da er jetzt aufblickte, begegnete er ihrem angstvoll fragenden Blick, den er indes vermied. Emma wusste nicht warum, plötzlich durchschauerte sie eine beklemmende Furcht. Sie kam sich selbst unsagbar schlecht vor, aber um ihn, der erblassend vor ihr stand, von Liebe zu ihr tief bewegt, um ihn legte sich ein schwarzer Schleier, er kam ihr noch weit verabscheuungswürdiger vor als sie sich selbst vorkam, seit er dies geheime Wort gesprochen: Glauben Sie nicht, ich wünsche seinen Tod! Wüschte er ihn wirklich nicht? Wer kann die Gedanken eines Menschen bis auf den Grund durchschauen! Warum erbleichte er so jählings? Und wenn er im tiefsten verborgensten Winkel seiner Seele nun doch die Hoffnung hegte, Paul würde seinem Glücke nicht mehr lange im Wege stehen? Durfte sie ihn dann noch lieben? War er einer solchen Hoffnung fähig? Sie wusste aus ihren Philosophen, wie wunderbarlich die Irrgänge des menschlichen Gemüts sich verschlingen — und sie selbst! Nein! Sie wüschte den Tod des Gatten nicht. Wie sie doch dies Wort des Doktors belästigte, wie es plötzlich zwischen ihn und sie trat, gleich einem warnenden Dämon.

»Verlassen Sie mich jetzt,« sagte sie leise.

Er überhörte diese Aufforderung, denn auch sein Geist grübelte über jenes Wort nach, das ihm wider Willen entfahren. Wie ihm nur zumute war! Jetzt verdamnte er

den Wunsch, Paul möge dem Leben Lebewohl sagen; doch wenn sein Auge ihre Hand streifte, frug er sich, wie er ohne sie leben könne, und der Tod Pauls erschien ihm als ein Glück für alle Teile.

Da sie ihre Aufforderung wiederholte, verließ er in Sinnen verloren, mit sich selbst sehr unzufrieden das Zimmer, ohne Abschied zu nehmen, bemerkte aber, dass er seine Handschuhe vergessen hatte, kam zurück und fand Emma nicht mehr in dem Gemach. Er konnte sich nicht entschließen, das Gemach zu verlassen, langsam zog er die Handschuhe an und starrte vor sich nieder.

Wie er sich auf einmal selbst hasste, verachtete! Er hätte sich selbst an der Gurgel nehmen und zu Boden würgen mögen. Wohin sollte diese Schwäche führen! Wie konnte ihn, den ernsten Mann eine solche Jugendleidenschaft so ganz ausfüllen, so zum Kinde umwandeln! Und ließe sich diese Leidenschaft nicht mehr unterdrücken? Sollte sie fort und fort wühlen wie ein zehrendes Gift? Nach einiger Zeit öffnete sich die Flügeltüre; Emma in ein bequemes, sehr reizendes Nachtgewand gehüllt, erschien auf der Schwelle.

»Sie noch hier?« stieß sie fast erschrocken hervor.

Er stammelte einige entschuldigende Worte, betreffs der vergessenen Handschuhe; sie wagte nicht einzutreten, sondern lehnte furchtsam an dem Türpfosten.

Plötzlich ertönte von der Landstraße her über das dumpfe Rollen eines Wagens, der Kronleuchter klirrte leise und Kahler, aus seinen Träumereien emporgeschreckt, warf auf die reizende Gestalt einen Blick und fragte, ohne zu wissen, was er sagte:

»Was ist das?«

»Es wird die Post sein,« entgegnete sie, die schönen Hände ineinander fügend und das feine Haupt müde an die Türe lehrend, »sie hält um diese Zeit hier an.«

»Es muss wohl sein,« sagte er.

Noch nie war sie ihm so verführerisch erschienen, noch nie trieb ihr Anblick sein Herz zu so schnellem Gange an. Aus dem weiten Ärmel des Nachtgewandes glänzte ein ausnehmend zartgeformter und doch kräftiger Arm, die im milden Lichte des Kronleuchters schimmern den Linien ihrer Wangen verliefen ungemein zart, nach dem graziösen Halse, es überkam den sonst so Nüchternen, Verschlussenen ein unwiderstehliches Bedürfnis, diesen feinen Kopf zwischen die Hände zu nehmen, und ihn liebevoll zu sich hinein an die Brust zu drücken.

Indes war das Rollen des Wagens verstummt. Ein süßer Schwindel zog an Kahlers Stirn vorüber, er trat zitternd auf die junge Frau zu.

»Emma!« hauchte er sich selbst vergessend, vor sich

hin, als sie einen Schritt zurücktrat.

»Hören Sie doch!« rief sie ihm entgegen, »das ist nicht die Post. Hören Sie?«

Er hörte nicht, er sah nur ihr lauschendes Angesicht. Draußen ward jetzt der Wagenschlag zugeworfen, eine Stimme ward laut, der Wagen fuhr langsam hinweg. Nun begann auch Dr. Kahler aufmerksam zu werden.

»Empfangen Sie Besuch?« stieß er hervor.

Sie schüttelte erbleichend den Kopf und eilte an die Türe. Nun vernahm man schwankende, unsichere Tritte, als ob ein schwerer Gegenstand in den Vorplatz des Hauses getragen würde. Emma stand bebend an der Türe, nicht wissend, ob sie dieselbe öffnen sollte.

* * *

V. Kapitel

Während sich diese Szene innerhalb des Gemaches abspielte, war draußen aus einer Mietkutsche ein junger Mann gestiegen, der ein glückliches, doch dabei verschämtes Lächeln auf den Lippen, vor dem Balkon der Villa stehenblieb.

»Sie wohnt schön!« murmelte er, den Hut abnehmend und sich durch die dunkeln Locken fahrend, »vielmehr, wir wohnen schön«, setzte er lächelnd hinzu.

Die hohen Fenster, die auf den Balkon führten, waren erleuchtet, man sah den vielarmigen Kronleuchter, prächtige Tapeten, Gemälde, Ornamente durch die Glasscheiben schimmern.

»Was sie wohl jetzt zu dieser Zeit treibt,« dachte der junge Mann, in welchem wir, da er jetzt dem Balkon nähertritt, niemand anders als den Maler Paul Steinacher erkennen. »Ob sie sich wohl freuen wird, mich wiederzusehen, oder ob ich wirklich von den seltenen Briefen, die sie mir schrieb, auf eine Abnahme ihrer Liebe schließen muss.«

Pauls Gesicht verdüsterte sich einen Augenblick.

»Nein! Sie liebt mich noch immer,« philosophierte er weiter, »eine Liebe, die zu solchen Opfern bereit ist, kann nicht so rasch erlöschen.«

Dennoch zögerte er einzutreten. Er fühlte sich so wunderbar schwermütig gestimmt, so hingebend, und doch presste ihm ein Angstgefühl die Brust.

Vielleicht war es das allmählich wiederkehrende, aber noch nicht genugsam befestigte Gesundheitsgefühl, das ihn so weich stimmte, so schüchtern, dass er sich zuweilen selbst belächeln musste. Oder war es die seltsame, märchenhafte Vorstellung, an die er sich noch nicht gewöhnen konnte, dass in jenen so reich geschmückten Gemächern, die er jetzt sein Eigen nannte, ein liebendes Weib seiner harrte? Er umschritt, in Gedanken versunken, das ganze Gebäude, den wohlgepflegten Garten, die Stallung bewundernd und konnte es noch nicht fassen, dass er der Herr dieses prunkvollen, im Mondschein schimmernden Gewächshauses sein sollte. Damals, als er Abschied von ihr genommen, ließ ihn sein Fieber, sein elender Zustand nicht dazu kommen, die Situation, in der er sich befand, zu prüfen; er gab dem Eindruck, den Emmas Erscheinung auf ihn gemacht, nach, er lebte wie in einem wüsten, wahnsinnigen Traum, und jetzt, nachdem ihn die bessere Pflege seiner Krankheit entrissen, jetzt erst begann er das ganze Liebesabenteuer mit dem Auge eines Vernünftigen zu betrachten. Ja! Wie war er eigentlich zu diesem Weibe gekommen! Es lag hinter ihm wie ein Sturm auf offenem Meere, er erwachte, er kam zu sich, er erkannte die Dinge ringsum.

Einerlei, er wusste, dass sie schön sei, dass er sie liebe, dass sie ihn liebe, und das sollte nicht genügen? Wie ihm das Blut in die Wangen stieg, wenn er an sie, an ihr ernstes Wesen, ihre eigenartige Schönheit dachte. Und sie ist dein! Du brauchst nicht mehr um sie zu werben, du besitzt sie. Schreite nur durch jenes Portal die helle, breite Stiege empor, so empfängt sie dich, umarmt dich. Das ist eigentlich gar keine Ehe, dachte der junge Mann, und ich bin kein Ehemann. Ich kenne sie kaum, mir ist, als habe ich von einem schönen Weibe geträumt und suche nun ihre Reize in der Wirklichkeit. Aber warum sie immer nur so kurze Briefe schrieb?

Endlich näherte er sich dem Eingang, aber je näher er dem hell erleuchteten Vorplatz kam, desto banger schlug ihm das Herz, so dass ihn der heftige Schlag fast des Atems beraubte.

»Sie ist meine Frau —« rief er sich, über sich selbst lächelnd zu, »ich begreife meine Verwirrung gar nicht.«

Langsamem Schrittes näherte er sich der Flügeltüre, einen harrenden Diener mit fast erloschener Stimme nach der »gnädigen Frau« fragend. Der Diener lächelte verständnisvoll.

»Bitte, gnädiger Herr,« stammelte er, und Paul, der dem Voraneilenden taumelnd wie im Rausch folgte, sah gleichsam durch einen glühenden Schleier einen breiten Lichtstrom, der sich aus einer aufgerissenen Flügeltüre

ergoss, hörte einige wohlbekannte Stimmen und saß auf einmal, ohne zu wissen, wie dies geschah, in einem weichen Samtfauteuil. Nun suchte er seine Schwäche, so gut dies gelingen wollte, zu überwinden, er bemerkte, dass den Fußboden ein weicher Teppich deckte, dass eine liebliche Helle von der Decke strömte, dass vor ihm ein schönes Weib, neben ihm ein Mann saß, der ihm mehrmals stumm die Hand geschüttelt.

»Und erzähle doch,« rief jener Mann neben ihm, »wie ist es dir denn ergangen?« Die drei Personen befanden sich in einer ganz außergewöhnlichen Stimmung, das empfand Paul; die schöne Frau saß starr wie aus Marmor gemeißelt; der Mann suchte ein Beben zu unterdrücken, und Paul schien es, als ob ihn ein Sturm immer weiter von seinem schönen Weibe hinwegriss, als wenn sie ihm immer mehr entschwände, und ein brennendes Schmerzgefühl schlich ihm von der Brust herauf ins Gehirn, als das jetzt eingetretene Stillschweigen ein immer peinlicheres wurde! War er denn ein Fremder? War sie denn nicht erfreut, ihn zu sehen? Paul wollte reden, die Stimme versagte ihm jedoch, und plötzlich, da ihm während dieses Ringens nach Worten niemand zu Hilfe kam, füllten sich seine großen Augen mit Tränen.

Emma, die anfänglich bleich wie der Tod, aber mit ruhiger Fassung dagesessen, empfand, als sie ihren Gatten so ganz als den Raub seines weichen

Künstlerherzens sah, ein eigentümliches Mitleid.

»Verzeiht,« murmelte der Künstler lächelnd, »es ist noch die Schwäche der überstandenen Krankheit.«

Und nun versuchte er hell aufzulachen. Kahler schaute düster drein, und als jetzt Emma aufstand, ihrem Gatten ein Glas Wein zu reichen, verfolgte er sie mit schmerzlichen Blicken. Emma trat an den Tisch, füllte das Glas und reichte es dem blassen, immer noch etwas angegriffen aussehenden Gatten in einem Seelenzustand, der ihr eine merkwürdige krampfhaftige Fertigkeit verlieh. Wirklich glaubte sie jeden Augenblick, ein Weinkrampf werde ihr die Brust zerreißen, und doch kam dieser Krampf nicht, und sie hätte ihn als eine Art Erlösung begrüßt, diesen Tränenausbruch, der ihr die Kehle zuschnürte. Wie war es denn möglich! Hier saß er! Gerettet! Wer denn? Ihr Gatte! Ja! Er war's! Und sie schenkte ihm Wein ein? Richtig, sie hielt das Glas in der Hand, und er lächelte unter Tränen, und sie empfand Mitleid mit dem bleichen Menschen.

»Habt ihr meinen Brief nicht erhalten?« hörte sie seine weiche Stimme in ihr Ohr tönen. Emma sah ihn starr an und schüttelte den Kopf. Sie hatte ja die Briefe, die aus der Heilanstalt eintrafen, gar nicht mehr geöffnet.

»Da habe ich euch freilich überrascht,« fuhr der Maler, seine Rührung überwindend, fort, »doch wusstest du wenigstens, dass in den letzten drei Wochen durch die

neue Behandlungsweise des Arztes sich eine Art Umwälzung in meinem Körper vollzog. Ich schrieb es dir ja ausführlich — erinnere dich nur —«

»Gewiss!« sagte Emma errötend und ein teilnehmendes Lächeln erzwingend.

»Nun ja!« fuhr der Maler immer heiterer werdend fort, »sieh, die Stahlbäder taten Wunder an mir. Ich verzehrte eine enorme Menge Eier täglich, lieber Kahler, man fütterte mich tüchtig heraus — kurzum — ich erholte mich — ich schrieb es dir ja ausführlich, liebe Emma, wie man mich mästete, mir Chinin und Wein einflößte — hat sie Ihnen nichts davon erzählt, Kahler?«

Dr. Kahler sagte, er erinnere sich dessen. Das leuchtende Auge, das immer sicherer werdende Benehmen des jungen Mannes drückte ihn förmlich zu Boden und presste ihm das Herz schmerzlich zusammen in der Brust. Er hörte und sah nur noch wie durch einen trüben Nebel. ›Verloren! Auf immer dahin!‹ klang es in seinem Inneren. Oder liebte sie ihn denn? Sie hatte ja selbst eingestanden, dass sie keine Teilnahme für den Gatten hege, also war sie ja immer noch sein. Freilich unter welchen Umständen. Der Verlust quälte umso schmerzlicher, da ihn ein geliebter Mensch herbeigeführt, über dessen überraschende Genesung sich der Arzt sogar aufrichtig freute. Er wollte sich entfernen, aber es war ihm, als müsse er sein Unglück auskosten, als müsse er

sich den Stachel der Eifersucht immer tiefer in die zerrissene Brust bohren und so konnte er sich nicht trennen von den beiden, konnte sie nicht — allein lassen! Diese letzte Vorstellung, die beiden sich allein gegenüber zu denken, marterte ihn mit ganz unerträglicher Qual. Jeder Nerv zuckte ihm, wenn er sich die beiden allein dachte, jedes Wort, das sie ohne ihn sprechen würden, schien ihm ein Dolchstoß, es war ihm zu Mut, als sei er das Opfer einer grausamen, nutzlosen Vivisektion. Paul, der in seiner Naivität die Stimmung seiner Freunde nicht durchschaute, ward von Minute zu Minute lebhafter. Ja, es überkam ihn so in der Nähe seines schönen Weibes eine trunkene Lustigkeit, und diese seelenvolle Heiterkeit gab seinen schönen, noch etwas zarten, angegriffenen Gesichtszügen einen eignen Reiz. Er plauderte ganz allein, indes die beiden andern mit sich selbst beschäftigt schienen.

»Jetzt geht es gleich morgen an die Arbeit, Doktor,« rief er, »mein Bild — Sie kennen es — muss fertig werden bis zur nächsten Ausstellung! Ah! Mit welchen Kräften ich nun arbeiten will! Sehen Sie, wie kräftig meine Hand wurde, und welche Muskeln! Aber, liebe Emma, was bleibst du denn so schweigsam, erzähle mir doch, wie es dir erging?«

»O, ich lebte sehr einsam,« sagte sie und begann in einigen abgerissenen Sätzen ihr Leben zu schildern, was

ihr allmählich so schwer ward und wobei sie mehrmals so heftig zitterte, dass Dr. Kahler diesem Vortrag ein Ende zu machen beschloss. Er stand auf.

»Halten Sie sich gut, lieber Paul,« sagte er, »arbeiten Sie nicht zu viel, machen Sie sich tüchtige Bewegung im Freien —«

»O, ich habe mir angewöhnt, Zimmergymnastik zu treiben,« fiel ihm Paul vergnügt ins Wort und verbarg eine tiefe Erregung, die ihn in dem Augenblick überdrang, als der Arzt nach der Türe schritt.

Auch durch seine Brust zitterten die Worte: ›Mit ihr allein!‹

»Nun, Ihre Krankheitsgeschichte erfahre ich ein andermal,« fuhr der Arzt fort, sich bemühend, seinen schmerzlichen Zügen einen heiteren Ausdruck zu geben, »ich freue mich wirklich von Herzen, dass Sie so wohl aussehen, halten Sie sich gut, ich bin gespannt auf Ihren genauen Bericht.«

Mit diesen hastig hervorgepressten Worten verließ er das Gemach, noch einen düster-schmerzlichen Blick auf die teilnahmslose Emma werfend, die, die Hand auf den Tisch gestützt, den Kopf geneigt, unter dem Kronleuchter stand.

Die beiden Eheleute sahen sich allein. Die junge Frau atmete heftiger, es war ihr, als müsse sie entfliehen und

könne es doch nicht, sie empfand eine gewisse Scheu vor dem jugendlichen Eheherrn und doch zog sein kränkliches blasses Gesicht ihr Auge zu ihm hin, der Drang, diesen noch nicht völlig Genesenen zu pflegen, erwachte in ihr als ein instinktives, echt weibliches Mitleid. Da sich jetzt Paul, wie aus einem Traum erwachend, langsam zu ihr hin wendete, stand sie noch immer regungslos und erst, als der junge Mann mit weicher vibrierender Stimme ihren Namen nannte, zuckte sie zusammen und sah ihn groß an. Da sie hierauf heftig errötete und zitternd auf den Fauteuil zuschritt, begann auch er zu erröten und sagte wie zu sich selbst mit ungemein zartnaivem Klang der Stimme:

»Welch' sonderbare Ehe! Nicht wahr?«

»Wollen wir nicht zu Nacht essen,« entfuhr es ihr, als müsse sie sich Mühe geben, ihre Sinne zu sammeln, »du wirst hungrig sein.«

»Gewiss,« sagte er träumerisch lächelnd.

Emma klingelte, der Diener erschien, um zu servieren.

Beide redeten nichts, Emma sah ihn zuweilen an, halb erschrocken, halb mitleidig und suchte sich sein kindliches Benehmen zu erklären, das ihr eigentlich gar nicht missfiel. Paul aß mit gutem Appetit, aber mit einer nervösen Hast, die auf starke Gemütsbewegung schließen ließ, zuweilen dämpfte er seine hastigen Atemzüge,

zuweilen sah er vom Teller auf, als fürchte er, man mache ihm seine großen Portionen zum Vorwurf. Unwillkürlich empfand sie ein gewisses, hausmütterliches Behagen, als sie ihn so herzhaft zulangen sah, und als er jetzt sagte: »Bei Gott! Ich bin ganz ausgehungert,« lächelte sie ein trübes Lächeln.

Und so war denn jede Brücke hinter ihr abgebrochen, dachte sie resigniert; alle Wünsche mussten schweigen, alle Zukunftsträume mussten zerstört werden; das Netz, das sie sich mit eignen Händen geflochten, war über ihrem Haupte zusammengeslagen; das Schicksal weiß doch auf eine raffinierte Art die unbedachten Handlungen der Menschen zu strafen. Der starre Schmerz, den sie empfand, wenn sie daran dachte, dass ihr das Glück, von dem sie geträumt, nun nie mehr zuteilwerden sollte, dass sie statt an der Seite eines ernsten Mannes nun an der Seite eines fast gleichaltrigen Jünglings dahinleben sollte, lähmte ihr Denkvermögen, es war ihr, als sähe sie dem Brande ihres Hauses zu, und niemand nahe zu löschen, und langsam sanken die verkohlten Trümmer in den Staub.

Paul begann, vom Wein begeistert, redseliger zu werden, sie hörte nur Worte ohne Inhalt, es hatte sich ihrer die dumpfe Ruhe der Resignation bemächtigt, die ihr alle Energie raubte. ›Was tut es schließlich, ich werde auch so leben können! Den kranken Menschen zu

pflegen, ist nun meine Pflicht, ich will sie mir zu keiner unangenehmen machen. Lieben werde ich ihn freilich nie können, aber warum soll ich ihm nicht eine Freundin sein? Doch wird er sich an meiner Freundschaft genügen lassen? Nun es ist alles einerlei!« — Auf einmal schwieg Paul errötend, da ihm das Versunkensein seiner Gattin auffiel.

»Liebst du mich denn nicht mehr, Emma?« frug er, den Kopf senkend und aus dem Brot mit nervösen Fingern kleine Kügelchen drehend.

»Wie? Gewiss! — Wir wollen den Diener rufen,« stieß sie verwirrt hervor, »du bist fertig? — Nicht wahr? — Wir wollen abräumen lassen.«

Sie klingelte. Der Diener erschien. Paul war genötigt, zu schweigen, und grübelte erstaunt dem Sinne ihrer Worte nach, die ihm äußerst rätselhaft vorkamen, ebenso, wie ihm in seiner naiven Unerfahrenheit die Hast, mit der sie sich jetzt erhob, ganz unerklärlich schien. Er rauchte eine Zigarette, während der Diener geräuschlos ab und zu ging; Emma kehrte dem Gatten den Rücken, und er betrachtete sinnend erst die reiche Ausstattung des Gemachs, dann die Gestalt seines Weibes und konnte sich nicht sattsehen an dem schlanken weißen Hals, wie er so zart in die Krause des Kleides verlief. ›Und sie gehört dein,‹ jubelte sein Kinderherz. ›Unbegreiflich, warum sie so niedergeschlagen dreinschaut. Sie liebte mich doch

einst —<.

Als der Diener gegangen, drohte wiederum peinliches Stillschweigen die beiden Gatten voneinander zu entfernen, es lag wie eine unheimliche elektrische Spannung in der Luft, man hörte das Gas des Kronleuchters rauschen.

»Es war doch eine merkwürdige Hochzeit, nicht wahr,« begann er von neuem, in der Hoffnung, sie freundlicher zu stimmen.

Sie wühlte schweigend in den Notenblättern, die auf dem Pianino lagen und suchte die Gewissensbisse zu unterdrücken, die ihr die Erinnerung an jene Tage erweckte.

»Mir ist alles gerade wie ein Traum,« fuhr er fort, »meine Toilette ——— der Wagen — du in deiner Schönheit neben mir — der Standesbeamte — kurz, mir ist, sobald ich an diese Szene denke, als sei ich der Held eines Märchens, und nun ist dieses Märchen zur Wirklichkeit geworden. Du bist kein Phantasiegebilde, ich darf ewig an deiner Seite leben, — kannst du dir denken, wie mir zumute ist?«

»Gewiss,« sagte sie leise.

»O nein, du kannst es nicht,« fuhr er leiser fort, »sonst würdest du anders mit mir sprechen! Aber, liebe Emma, warum wendest du dich von mir ab —? Du liebst mich

doch noch, nicht wahr, es ist lächerlich, dass ich das überhaupt frage! Wie könnte es denn anders sein, ich meine nur, du — du —« er stockte und fügte verwirrt hinzu, »du bist so schüchtern.«

Emma errötete heftig.

»Die Mutter fühlt sich kränker, Paul,« sagte sie mit bebender Stimme, »ich — du musst verzeihen, wenn ich keine gute Gesellschafterin bin — es ist wirklich wegen der Mutter —«

»Geht es ihr wirklich so schlecht?« frug der junge Mann, »die arme Frau. Wenn man ihr doch ihr Los erleichtern könnte; ich habe nun erfahren, was es heißt: krank sein! und bedaure seitdem jeden Leidenden doppelt so sehr wie früher. Was sagte denn Dr. Kahler zu dem Leiden der Mutter?«

»Er kann nicht helfen,« entgegnete Emma, von der aufrichtigen Teilnahme Pauls so seltsam bewegt, dass es ihr Mühe kostete, den Dank, den sie für diese warme Teilnahme auf den Lippen hatte, unausgesprochen zu lassen. Sie ging ab und zu, während Paul gedankenvoll den blauen Wölkchen seiner Zigarette nachsah. Emma befand sich gerade im dunkeln Nebenzimmer und beobachtete von da aus durch die Portieren einen Augenblick ihren vor sich hin sinnenden Gatten. Sein Gesichtsausdruck erschien unter dem Einfluss der sanften, von der Decke herabströmenden Beleuchtung

merkwürdig zart, fast kindlich, und doch wohnte in seinen dunklen Augen ein seelenvoller Glanz, der auf tiefere, ernstere Charakterzüge schließen ließ. Sie musste sich gestehen, dass man diesen Kopf interessant nennen konnte. Als er jetzt das Gesicht umwandte, schrak sie zusammen, als habe er sie auf einer schlechten Tat ertappt. ›Was nur hinter dieser sanften Stirn vorgehen mag,‹ dachte sie, als sie ihn so träumerisch vor sich hin blicken sah, und sie verglich dieses weiche, traumverlorene Sichgehenlassen unwillkürlich mit der nüchternen Strenge Kahlers.

»Ich werde mich zurückziehen,« rief sie in das andere Gemach hinüber, »mir ist nicht ganz wohl, gute Nacht.«

Er nahm die Zigarette aus dem Mund, einen Augenblick verblüfft vor sich niederschauend.

»Gute Nacht,« stammelte er, ohne zu wissen, was er sagte, und ehe er sie in dem dunkeln Gemach erblicken konnte, hörte er, wie sie die Türe hinter sich schloss. Dann saß er noch einige Zeit, bis er seine Zigarette wegwerfen musste, stand auf und ließ sich von dem Diener auf sein Zimmer führen, das im oberen Stockwerk lag. Immer noch drängte sich ihm die Vorstellung auf, dies alles, was er da sähe, die gemalte Decke, das prächtige Bett, sei nicht sein Eigen, er sei nur als Gast hier, bis er sich endlich entschloss, gründlich den Hausherrn zu spielen.

Doch vermochte er es nicht, dem Diener Befehle zu erteilen, er sprach ihm gegenüber höchstens Wünsche aus, ließ die Lampe auf den Tisch stellen und lehnte sich in den bequemen Sessel zurück.

Ehe er sich's versah, hatte ihn die, durch die Reiseanstrengung herbeigeführte Müdigkeit in einen erquickenden Schlummer geworfen, aus dem er etwa nach zwei Stunden durch das Geräusch erweckt wurde, das der zuschlagende Fensterflügel verursacht hatte. Er fühlte sich merkwürdig erquickt, und war erstaunt, dass seine Gedanken beim Erwachen sofort ohne Übergang um Emmas Gestalt schwebten. Wie sie so plötzlich in seiner eben noch vom Schläfe verdunkelten Phantasie auftauchte und sich ihm, als er die Augen von neuem schloss, immer wieder aufdrängte, ward ihm dies beständige Gefühl der Sehnsucht, das ihn zu beherrschen begann, fast lästig. Sein im Ganzen mehr auf das Anschauliche, als auf das Abstrakte gerichteter Geist kam, als er jetzt ihre geheime Zurückhaltung zu prüfen fortfuhr, zu keinem Ziel. Schließlich erklärte er sich ihr Benehmen aus ihrem weiblichen Zartgefühl, das sich durch die lange Abwesenheit des Gatten bis zu übertriebener Schamhaftigkeit gesteigert, denn dass sie ihn liebe, daran zweifelte er keinen Augenblick. Er war aufgestanden, unruhig im Zimmer auf und ab geeilt und blieb nun vor der Lampe stehen, in deren trübes Milchglas er lächelnd blickte.

»Und warum nicht?« murmelte er vor sich hin, »ist sie doch mein Weib!«

Mit einem raschen Entschluss fasste er die Lampe, um sich aus dem Zimmer zu verfügen. Er wollte sie im Schlafe belauschen; vielleicht, dass sie ihm wenigstens doch erlaubte, einen Kuss auf ihre Lippen zu drücken; oder wenn sie das nicht zugäbe, — die Schlummernde betrachten und sich dann wieder entfernen, das sollte ihm doch keiner verwehren dürfen. Das Herz schlug ihm so stark, als er die breite Stiege hinabschlüpfte, dass er seine angeborene Schüchternheit belächeln musste. Von jeher hegte er dem weiblichen Geschlechte gegenüber eine unbegrenzte Ehrfurcht, die ihm seine gute Mutter frühzeitig ins Herz geprägt und die ihm auch während seiner akademischen Studienzeit trotz des geräuschvollen Jugendübermuts nicht abhandengekommen war. Er sah im Weibe etwas Geheimnisvolles, das unangetastet bleiben sollte. sein Herz suchte überhaupt gerne einen Gegenstand der Verehrung, und trotzdem sein Charakter nicht zu den schwachen gehörte, ordnete er sich doch da leicht unter, wo er Vorzüge zu bemerken glaubte. Endlich hatte er eine Türe erreicht, die er behutsam öffnete, um sich von hier aus in das Schlafzimmer weiter zu tasten, das ihm indes, je näher er demselben kam, als ein Heiligtum erschien, das zu betreten er eigentlich nicht die Erlaubnis habe. ›Was sage ich nur, wenn sie fragt, warum ich ihr Gemach betrete,‹ überlegte er stehenbleibend, und

plötzlich durchbebte ihn, wie dies bereits schon einmal geschehen, die Vorstellung, er könne sich in ihrer Liebe getäuscht haben, — seine Knie begannen zu zittern, sein Auge umflorte sich! Nein! Nein! Dr. Kahler hatte ihr doch gewiss mitgeteilt, dass ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit es verschuldet, dass er damals so hastig danach getrachtet, seinem Leben ein Ende zu machen? Oder hatte er es nicht? Dann freilich — doch nein! Gewiss, er, ein so edler Freund — er hatte ihr, um ihre Liebe, ihr Mitleid zu erhöhen, diesen Umstand mitgeteilt. Paul entledigte sich seiner Stiefel und schlich sich behutsam in das nächste Zimmer, von diesem in das folgende, bis er fast atemlos vor dem letzten Gemach stehenblieb, in welchem er sie von weitem schlummern sah.

Als er nähertrat, und der trübe Schimmer der Lampe über ihr Bett huschte, waren indes alle seine Bedenken verflogen, er beleuchtete ruhig, ohne zu zittern, ihr friedliches Gesicht, das mit seinen geschlossenen Lidern einen edlen, weltabgeschiedenen Eindruck machte. ›So ruhen die Toten,‹ dachte er bewegt, den feinen Wimpernkranz bewundernd, der sich von der Wange so zart abhob; ›so ruht ein liebendes Weib,‹ setzte er darauf hinzu, als er die sich sanft auf und nieder bewegende Brust wahrnahm.

Noch ehe er sich niederbeugen konnte, diese weiße, im

Lampenlicht wie Schnee schimmernde Stirne zu küssen, löste sich ein tiefer Seufzer von Emmas halbgelösten Lippen, Paul zuckte wie ein auf der Tat ertappter Verbrecher zusammen und schlich sich leise davon, gespannt lauschend, ob die Erwachende nicht seinen Namen ausrufen werde. Sie tat es jedoch nicht, er hörte, wie sie sich in den Kissen bewegte und fühlte sich, als er nun die Treppe hinaufeilte, wie nie zuvor von einer weichen hingebenden Sehnsucht ergriffen. Sein fügsamer Charakter, der das Entsagen in jeder Gestalt von Kindheit auf gewohnt war, tröstete sich indes mit dem: es ist nun einmal nicht anders! und malte sich, da die Gegenwart ihn beängstigte, die Zukunft umso glänzender aus.

* * *

VI. Kapitel

Die beiden Ehegatten lebten schweigsam nebeneinander hin. Paul besaß immer noch nicht den Mut, sein Weib unumwunden nach dem Grunde ihrer Zurückhaltung zu fragen; es hielt ihn, er wusste selbst nicht was, davon ab. Emma, müssen wir gestehen, empfand unwillkürlich eine Art Hochachtung vor diesem ruhigen, männlichen Unterdrücken einer, wie sie doch an tausend Kleinigkeiten bemerkte, heftigen Neigung; sie rechnete es ihm hoch an, wenn er durch einen ihrer Blicke dazu bewogen, darauf verzichtete, seine Zärtlichkeit tatsächlich zu beweisen, und fühlte Mitleid mit dem gedrückt durch den Park wandelnden Einsamen. Manchmal, besonders bei gemeinsamen Mahlzeiten, versuchte er sie anzureden und auf ihre seltsame abweisende Stimmung anzuspielen; dann geschah dies jedoch mit solcher inniger Zartheit, solch' lauterer Gemühtiefe, dass es ihr oft grausam erschien, ihm auszuweichen, und das Erbleichen seines Gesichtes, das sich alsdann regelmäßig in erschreckender Weise einstellte, erzeugte ihr oft eine nervös peinliche Stimmung.

Paul hatte sein Bild begonnen; sie kümmerte sich, so lange er daran malte, nicht um die Arbeit, betrachtete dieselbe jedoch zuweilen, wenn er gerade abwesend war.

Einmal trat er, als sie vor dem Bilde stand, unvermutet in das Atelier, das er sich neben dem Gewächshause eingerichtet.

»Gefällt es dir«, frug er schüchtern.

»O, so ziemlich«, sagte sie gedehnt.

»Nur ziemlich?« frug er, »sprich doch gerade aus, was dir nicht daran gefällt.«

Sie schwieg.

Endlich, nachdem sie eine gewisse Verlegenheit unterdrückt, begann sie:

»Antigones Abschied vom Leben erscheint mir zu christlich-sentimental.« Dann fügte sie lebhafter werdend hinzu: »Man müsste der Griechin deutlicher ansehen, dass sie keine Madonna ist, die auf himmlische Freuden hofft, sondern, dass sie genau weiß — der Nachen Charons erwartet mich, die dumpfe trübe Unterwelt...«

Paul nickte mit dem Kopf.

»Du verstehst mehr davon als ich dachte«, sagte er in seiner kindlichen Weise.

Emma, deren Kunstverständnis lebhafter erwachte, trat näher, errötete ein wenig und, sich ganz in das Werk vertiefend, fuhr sie fort:

»Auch müsste sie den Altar krampfhafter umklammern! Bedenke doch nur, wie lieb ihr das Leben

ist, wie anhaltend, wie rührend sie klagt, da sie aufgefordert wird, endlich zu folgen — das sind prächtige Worte, die sie hierbei vernehmen lässt —«

Sie ergriff das auf dem Stuhle liegende Buch, las begeistert einige Stellen dieser Szene vor und, sich mittelst ihrer lebhaften Phantasie völlig in den Moment hineinlebend, schritt sie auf den als Modell des Altars dienenden Tisch zu.

»Sieh!« rief sie, sich selbst vergessend, aus, »so habe ich mir ihre Stellung gedacht, hier die linke Hand, — da die rechte —«

»Bei Gott!« rief Paul unwillkürlich, als er ihre, jetzt plötzlich die höchste Todesangst ausdrückende Miene wahrnahm, »Bei Gott! Du hättest eine treffliche Schauspielerin abgegeben —«

Kaum war ihm dies bewundernde Wort entfahren, als sie auch wieder ruhig, als sei nichts geschehen, neben dem Tische stand, sich ein wenig ihrer enthusiastischen Kunstbegeisterung schämend.

»Nun, wenn man so viel Trübes erlebt hat wie ich,« sagte sie gelassen, gleichsam entschuldigend, »wird man doch wissen, wie es einer zum Sterben Geführten zu Mut ist —«

Sie rückte den als Altar dienenden Tisch zurecht und fühlte die brennenden Augen Pauls voll bewundernder

Hingebung auf sich gerichtet, was sie seltsamer Weise diesmal ruhig, vielleicht sogar mit ein wenig Eitelkeit geschehen ließ. Bildete sie sich doch auf ihre ästhetisch-philosophische Erziehung etwas ein und hatte man ihr doch zugestanden, in ihren Briefen mache sich viel Phantasie, überhaupt schriftstellerisches Talent bemerkbar.

Nach einer Pause begann Paul zaghaft:

»Emma — weißt du was?«

»Wie?«

»Ich meine — ich habe so schlechte Hilfsmittel — mein Bild würde besser werden — wenn —«

»Was denn?« frug sie, ihn zweifelhaft anblickend.

Er neigte den Kopf.

»Wenn du mir«, sagte er leise, »einmal als Modell dienen wolltest —«

Sie lachte kurz vor sich hin.

»Mein Bild würde dadurch sehr gewinnen«, meinte er.

»Wir wollen sehen!« sagte sie und ging ihr Erröten zu verbergen, während er ihr traurig nachsah.

»Was sie nur haben mag, das seltsame Weib!« murmelte er, »ich begreife sie nicht.«

Indessen schien Emma, so oft er sie auch bat, sich nicht zum Modell hergeben zu wollen, und er erklärte ihr

eines Tages, da sie gerade im Park beim Kaffee saßen: so werde er sich ein weibliches Modell suchen müssen; ohne Modell, das wisse sie, könne man nicht arbeiten. Sie las im Schopenhauer, sah indes nicht vom Buche auf.

»Tue das nur«, gab sie zur Antwort, ein Blatt umschlagend, ohne eine Miene zu verziehen. Er hustete ärgerlich, sah zu den hohen Baumwipfeln empor, die über dem eleganten Gartentisch rauschten, und dann, um ein wenig ihre Eifersucht herauszufordern und ihre Gemütsstimmung zu prüfen, begann er mit naivem Trotz von neuem:

»Ich habe eigentlich bereits ein Modell. Louise heißt das Mädchen, in der Tat ein sehr, sehr feines Gesicht.«

Er spielte nervös mit dem Kaffeelöffel, nahm Zucker aus der silbernen Vase und fuhr sich, da die Mittagssonne brannte, mit dem Taschentuch über die feuchte Stirne. Die Mittagshitze drang zwar nur gedämpft durch das grüne Blätterdach, dennoch belästigte sie heute den Erhitzten, der seines herrlichen Besitztums nicht recht froh werden konnte; fern glänzte das weiße, schlossartige Wohnhaus, in der Nähe rauschte eine Marmorfontäne. Er bemerkte, wie Emma den Kopf ein wenig vom Buch aufhob, wie ihre Schläfen, über die grünen Baumschatten zitterten, ein wenig pochten, doch, nachdem ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen gespielt, murmelte sie: »so, so« und beugte dann den Kopf herab.

»Das Mädchen pflegte mich einst während meiner Krankheit«, fuhr er fort, um sie zu reizen, »ich stehe sehr gut mit dem Kind. Sie ist wirklich zum Verlieben hübsch.«

Emma, die wohl fühlte wo er hinaus wollte, begann sich ein wenig zu ärgern, sie begnügte sich zu lächeln, dann sah sie vom Buch auf und, ihn mit erkünsteltem Mitleid anblickend, sagte sie ruhig, fast verächtlich:

»Du weißt, du bist dein eigener Herr, du hast Narrenfreiheit.«

Er hatte sich weit in den metallenen Gartenstuhl zurückgelehnt, jetzt ließ er sich rasch vorschnellen und lachte gezwungen.

»Ah, das ist ja eine bequeme Ehe«, warf er nervös zitternd hin, »ich danke dir, ich werde mir diese Freiheit zunutze machen.«

Nun schwiegen beide. Paul betrachtete die freie Stirne Emmas, die so graziös in das weiche Kinn auslief und, als ihr jetzt der Ärmel vom Arm zurückfiel, mit dem sie den Kopf stützte, flößte ihm diese rosige Rundung. die so geheimnisvoll weich im blauen Dunkel des Ärmels verschwand, eine unsäglich beengende, fast quälende Sehnsucht ein. Er hätte aufspringen mögen, um ihr zu Füßen zu stürzen, er hätte wenigstens die Formen dieses üppigen Arms küssen mögen.

»Emma!« rief er.

»Nun?«

Er stockte. Er wollte sie fragen, ob sie ihm denn gar nicht mehr gut sei, was denn zwischen sie und ihn getreten sei, aber die Kälte ihres Blicks hielt sein kindlich schüchternes Gemüt wie in Fesseln.

»Du darfst mir's nicht übelnehmen,« sagte er stotternd und nicht ohne geheime Absicht, »ich muss — ich muss das Mädchen natürlich — ohne — nun ohne Gewand malen — du verstehst mich —«

»O ja — nackt, willst du sagen,« warf sie gähnend hin, nüchterne Gleichgültigkeit an den Tag legend. Er sah sie erstaunt an und bemerkte dann mit einer Art Schadenfreude, wie sie, nachdem sie jene Worte so nachlässig herausgestoßen, nachträglich mehr und mehr errötete, ja sie errötete so tief, dass er mit ihrer plötzlichen Verwirrung ordentlich Mitleid empfand.

Da der Diener sich dem Tische näherte um abzuräumen, benutzte sie die Gelegenheit und stand hastig auf. Paul folgte ihr und, als sie langsam die breite Terrasse hinaufstiegen, sagte er in einem Ton, der Dank ausdrücken sollte, im Grunde aber die immer heißer aufflammende Sehnsucht kaum bemäntelte:

»Es ist mir lieb, dass du keine Vorurteile hast.«

»Was ist da weiter,« entgegnete sie achselzuckend, »du

bist Maler — ich bin keine philiströse Hausmutter. Das ist das Ganze!«

»Eifersucht scheinst du auch keine zu empfinden,« erwiderte er in schärferem Ton.

Alles, was er hier sah, die prachtvolle Steintreppe, die großen Vasen, die Blumensträuße oder Leuchter tragende Statuen, all der Pomp, der sich in und außerhalb dieses Hauses entfaltete, war sein Eigentum, aber den Prunk dieses reichen Hauses beachtete er kaum, er empfand ihn kaum als wünschenswert. Auch hatte er sich bereits an das glänzende Leben gewöhnt, dem er sich mit Behagen hingeben konnte, es verlor gemach seinen ersten bestrickenden Reiz und, da ihn nun nicht mehr Nahrungssorgen drückten, stiegen ganz andere Besorgnisse und Sorgen in seiner Seele empor. Sein weiches hingebendes Gemüt fühlte sich vereinsamt, mitten in dem Wohlleben fehlte ihm das geistige Element, er fühlte, dass er entbehrte, und manchmal überkam ihn eine unleidliche Verdrossenheit, die ihn fast unliebenswürdig machte.

Manchmal brach das Bewusstsein, ein reicher Mann, der Besitzer von Geld und Gut zu sein, freudig durch die trüben Wolken, die sich um sein Inneres gelagert, dann wieder ekelte die Pracht, die ihn rings so trüg umglänzte, ihn an, und nur das riesige, saalartige Atelier mit künstlich verschließbarem Oberlicht blieb seine

Herzensfreude. In dies Atelier verschanzte er sich der Welt gegenüber, er schmückte es aus mit Bildern, Teppichen, Blumen, Statuen und bereitete sich so ein phantastisch-orientalisches Märchen mitten in der öden Prosa seines Alltagslebens.

Als er jetzt mit Emma durch die breite Glastüre in den prunkvollen Salon schritt, dessen Jalousien geschlossen waren und beide nach der hellen Hitze des Parks die Kühle des Raumes umdämmerte, fühlte sich Paul seltsam bewegt; das Halbdunkel flößte ihm diesem Weibe gegenüber auf einmal eine gewisse Tollkühnheit ein. Die goldenen Rahmen der Ölbilder warfen kalte Blitze in die Dämmerung, der Kronleuchter schimmerte umflort, und als nun Emma auf das Klavier zuschritt, bat Paul mit zitternder Stimme, sie möge doch spielen, er würde jetzt so gern Musik hören. Er stellte sich dicht hinter sie und bemerkte mit Behagen, wie reizend ihr blendend weißer Nacken im dunkelgrünen Gewand verlief, während er oberhalb im bläulichen Glanz der Haare rötlich angehaucht verschwamm. ›Und dieser Nacken, dieser Hals, diese ganze Brust gehört dir,‹ rief es in seinem hoherregten Innern, ›warum greifst du nicht zu, warum zeigst du dich nicht als der Herr? Willst du immer ein schüchterner Knabe bleiben? Und kannst du es ihr verübeln, wenn sie dich nicht als Mann behandelt, da du dich ihr nie als Mann gezeigt?‹

Sie hielt stehend die Hände auf den Tasten und beantwortete seine Bitten, sie möge spielen, nur durch ablehnendes Hüsteln. Sie fühlte, dass er an sich halten musste, sein heißer Atem bewegte ihr die Haare im Nacken, sie hörte seine Brust arbeiten und im über dem Klavier hängenden Spiegel gewahrte sie, wenn sie verstohlen hinaufblinzelte, wie seine Augen allmählich tränend einen fast wilden rollenden Ausdruck annahmen, wie sein Mund erbleichend zuckte. Sie hätte gehen können, um sich seinem bevorstehenden Gefühlssturm zu entziehen; die Türe in das andere Zimmer stand geöffnet; sie blieb aber, einesteils, weil sie Leib genug war, um einen Reiz darin zu finden, die Macht ihrer Reize zu erproben, andernteils, um nicht vor sich selbst als eine Mutlose dazustehen. Es erregte ihre sinnliche Neugier, den Gutherzigen in dieser Empörung aller Seelenkräfte zu beobachten; es lag für ihr abenteuerliches Herz etwas ästhetisch Anziehendes, geistig-körperlich Reizendes darin, diesen Gemütsmenschen auch in seinen wildesten Ausbrüchen zu beherrschen, gleichsam seine Tierbändigerin zu sein. Dabei merkte sie, wie ihr in diesem Moment der inneren Spannung allmählich ihre Philosophie, mit der sie so gern prunkte, ganz abhandenkam, ja dass eigentlich etwas Unschönes, Dämonisches, um nicht zu sagen Grausames in ihr erwachte, es bereitete ihr eine geheime Lust, ihn um ihretwillen leiden zu sehen, und doch empfand sie ein

Mitleid mit ihm, wie man es mit einem Kinde empfindet, dem man sein Liebstes untersagen muss. Gerade ihre ablehnende Kälte übte auf Paul, in diesem Augenblick eine an Zorn grenzende Wirkung aus. Als sie nun mit den Fingern auf den Tasten zu klimpern begann, verschlang er mit den Augen diese elastisch-weißen Finger, dieses feine Handgelenk, und der Trieb, die von der grünen Seide engumstraffte Hüfte zu umfassen, wuchs ins Unerträgliche. Einmal musste doch ihre allzu strenge Weiblichkeit besiegt merken, sagte er sich, diese nonnenhafte Kälte ist unnatürlich, krankhaft. Als er jetzt im herabgeneigten Spiegel bemerkte, wie sich auf ihren Zügen ein seltsam trotziges, fast verächtliches Lächeln unmerkbar Bahn brach, ließ er sich auf den Klavierstuhl nieder, sah mit seinen verschleierten Augen zu ihr empor, und umschlang sinnlos, wie im Fieber, ihren Namen hauchend, ihre glatte Taille. Die Seide rauschte, als sie sich umwandte.

»Was fällt dir ein,« stieß sie heraus und löste ruhig, ohne Heftigkeit, seinen Arm von ihrer Hüfte.

Sie wich ein wenig von ihm, stützte sich auf das Klavier, dessen Politur ihre Gestalt widerspiegelte und spielte, zu Boden blickend, mit dem vergoldeten Leuchter.

»Was mir einfällt,« gab er verlegen und zitternd zurück, »wie kannst du nur so dumm fragen —?«

»Fühlst du denn nicht, wie dich das in meinen Augen nur herabsetzt?« fuhr sie, die Lippen höhnisch kräuselnd, fort.

»Aus welchem Stoff bist du denn?« stieß er verwundert hervor, indes er nichts mehr sah als einen Wirbel von roten Flecken und nichts mehr hörte als ein Brausen, durch das ihre Stimme wie aus weiter Ferne drang.

»Nein Paul,« sagte sie mit erzwungener Ruhe, »unsere Ehe ist keine Ehe gewöhnlicher Art. Ich liebe dich, gewiss, aber es drängt sich nichts Niedriges in diese Liebe, die dem Mitleid verwandter ist, als der ordinären —«

Sie verschluckte errötend das letzte Wort, obwohl sie als Philosophin sich sonst nicht scheute, die Dinge beim rechten Namen zu nennen.

»Mitleid empfindest du mit mir?« entgegnete er mit instinktiver Zärtlichkeit, »ich wüsste nicht, dass ich jetzt noch dieses Mitleids bedürftig wäre.«

»O,« sagte sie rasch, eine besorgt-mütterliche Miene annehmend, »du bist noch lange nicht ganz gesund, ich sprach mit Dr. Kahler — du musst dich sehr schonen — jede Aufregung ist zu vermeiden — besonders — kurz ich habe die Pflicht — Vernunft für uns beide zu haben —.«

Er musste unwillkürlich laut auflachen, als er sie diese Worte so hastig, fast atemlos hervorstoßen hörte.

»Das ist aber doch stark«, sagte er, ihr unbewusst näher rückend und ihr immer inniger in das halb abgewandte Gesicht sehend, »du machst mich gewaltsam krank, nur um — um dich meiner Liebe zu entziehen — nein Emma, das ist krankhaft — das ist unweiblich ——!«

»Unweiblich,« fuhr sie auf, ihm ernst in die Augen blickend, »ich dünkte im Gegenteil — und damit du es weißt — warum soll man nicht darüber sprechen«, setzte sie gleichmütig hinzu — »ich habe eine Abneigung gegen dies, was man so gewöhnlich — Liebe nennt. In mir sträubt sich ein dunkler Punkt dagegen. Ich will nicht unter der Gewalt dieses auch die größten Geister klein machenden Naturtriebs stehen, das ist erbärmlich —«

Er machte eine heftige Gebärde, der den Klavierstuhl stark ins Schwanken brachte.

»Lasse mir doch deinen Schopenhauer beiseite,« entgegnete er fast erzürnt, »ich werde dir die Bücher dieses Sonderlings verbrennen, die verwirren dir ja ganz den Kopf —«

Sie sah ihn groß an.

»Rühre nicht an das, was mir heilig ist!« erwiderte sie streng.

»Ach was heilig!« fuhr es ihm aus dem Mund.

»Wenn man ein Leben geführt hat wie ich,« sagte sie leise, »kann man die Täubeleien der Liebe nur verachten und man versteht dann jenes Wort Hamlets: Zu was sollen Kerle, wie wir sind, zwischen Himmel und Erde herumkriechen —«

Er sah fast erschrocken zu ihr empor.

»Du bist ein merkwürdiges Geschöpf,« sagte er kopfschüttelnd, als er ihre düstre Miene gewahrte.

»Besser merkwürdig, als gewöhnlich«, murmelte sie. »Ich hoffe, du wirst«, setzte sie dann hinzu, »deine sogenannten Rechte nicht missbrauchen; übrigens steht auch in dem Ehekontrakt, den du unterschriebst, angemerkt, dass deine Rechte nur bis zu einer gewissen Grenze gehen, — lies den Paragraphen nach, dem du damals wenig Beachtung schenkest, — und denke auch ein wenig an meine Mutter!«

Paul hielt den Kopf schmerzvoll herabgebeugt, sie warf noch einen nicht unfreundlichen, fast mitleidigen Blick auf die schöne Stirne des Trauernden und rauschte in das Nebengemach.

In Pauls Seele, als er nun allein in dem dämmernden Gemach saß, stieg eine vollständige Wut gegen den Philosophen Schopenhauer auf, denn diesem Weltschmerzler schrieb er das aller Weltlust abgeneigte Benehmen seines Weibes zu. ›Sie liebt mich,‹ dachte er,

›aber diese Philosophie ist wie die Religion — sie setzt den Leuten Schwärmereien in den Kopf und ich erlebe es noch, dass man Klöster im Schopenhauer’schen Stile erbaut. Sie hält es offenbar für sündig, dem natürlichen Hange zu folgen; Ideen sind es, die zwischen mich und sie treten, nicht Personen und Dinge.« Wirklich suchte Paul nach den Wänden der Schopenhauer’schen Werke und, hätte ihm nicht die künstlerisch gearbeitete Büste des Philosophen als Kunstwerk imponiert, er würde sie sofort zerstört haben. Endlich beruhigte er sich bei dem Gedanken, dass er der Zeit vertrauen müsse.

›Ihre Seele,« sagte er sich, ›wurde durch außergewöhnliche Schicksale verdüstert; vielleicht, dass sie es nicht übers Herz bringt, sich in der Nähe ihrer Mutter dem heiteren Lebensgenuss hinzugeben; der beständige Anblick dieser Unseligen färbt alle ihre Empfindungen schwarz und scheucht den Freudenbecher von ihren Lippen.«

Emma vermied es von diesem Tage an, mit Paul allein zu sein, doch konnte sie nicht verhindern, dass sie sich zuweilen mit ihm allein befand, und die halb herablassende, halb mitleidige Art, in der sie alsdann mit ihm verkehrte, ließ darauf schließen, dass Pauls naive Liebesannäherung einen gewissen bestrickenden Eindruck in ihrem Herzen zurückgelassen. Sie hasste ihn nicht mehr, ja sie dachte zuweilen mit freundschaftlichem

Interesse über die seltsame Mischung von Schwäche und Kraft in Pauls Charakter nach. Manchmal schmeichelte ihr des jungen Mannes Glut, manchmal fühlte sie sich ernstlich von dieser stummen Leidenschaft abgestoßen; Paul schien ihr verächtlich, rührend und bemitleidenswert zugleich. Einmal, als sie wiederum im Park zusammentrafen, setzte ihr der Maler auseinander, dass er morgen Louise, jenes Modell, von dem er ihr gesprochen, erwarte. Im Lauf des Gesprächs deutete er einmal an, Emma werde ihn auf Abwege bringen. Sie zuckte in ihrer kühl vornehmen Art die Achseln und sagte, er habe Narrenfreiheit. Dennoch schien ihr diese Bemerkung des Gatten im Kopf herumzugehen, sie blieb, während er sich entfernte, noch einige Zeit sinnend mitten im Kieswege stehen und sah dem langsam Dahinwandelnden mit düsteren Blicken nach. Wie würde es ihr innerlich zumute sein, wenn er sein eben gesprochenes Wort zur Wahrheit machen wollte?

* * *

VII. Kapitel

An dem Abend desselben Tages besuchte Dr. Kahler die beiden Gatten. Das verstörte Wesen des Arztes fiel nur Emma auf, Paul war während der Abendmahlzeit durch Elisabeth Weber, die Frau eines Bankiers, die er gerade porträtierte und die man gebeten hatte, zum Tee zu bleiben, völlig in Anspruch genommen.

Die immer noch schöne Frau, die die Einladung mit großem Vergnügen angenommen, unterhielt den jungen Maler sehr angelegentlich, ja, wie Emma mit Befremden bemerkte, fast mit übertriebener Zutunlichkeit, so dass Paul mehrmals unruhig auf sein Weib sah und ganz verwirrt den Koketterien der Bankiersfrau seine unbehilflichen Manieren entgegen setzte. Sie machte sich's zur Aufgabe, dem Künstler den Unterschied zwischen Genie und Talent auseinanderzusetzen, indem sie bemerkte, die Künstler dächten über die Prinzipien ihrer Kunst viel zu wenig nach. Die Lampe verbreitete ein behagliches, grünlich gedämpftes Licht über den reich besetzten, silberstrotzenden Tisch; dies ruhige Licht stand in lebhaftem Kontrast mit den bewegten Gesichtern der Umsitzenden. Der Doktor sah meist finster vor sich hin, Emma gab häufiger als je dem Diener Winke, um dadurch so selten wie möglich ins Gespräch gezogen zu werden; Paul starrte die Schmetterlinge an, die, im

Dunkel auftauchend, das Milchglas der Lampe umschwirrten und Elisabeth Weber sprach eifrig in den jungen Maler hinein, zuweilen siegesgewisse Blicke auf den Beunruhigten werfend. Paul fiel es auf, dass Emma fast jedes Mal, wenn der Doktor sie ansprach, ein wenig erblasste, die Augen wie im Halbschlaf schloss und sich dann meist hastig von ihm abwandte, auch wollte ihm der melancholische Ausdruck aus Kahlers Gesicht gar nicht gefallen. Kahler entschuldigte sich, nachdem ihn der Freund zur Rede gestellt, mit einem Patienten, dessen Leiden ihm gerade viel Sorge machten.

Als die Bankiersfrau den Maler nach einiger Zeit wieder völlig mit Beschlag belegt, flüsterte der Doktor rasch Emma ins Ohr:

»Nur eine Minute unter vier Augen.«

Emma schüttelte abwehrend den Kopf und rief dem Bedienten einen Befehl zu. Kahler presste die Lippen aufeinander und presste mit unterdrückter Erregung die Hand in das neben seiner Tasse liegende Brot.

Als jedoch Paul einen seiner grimmig-schmerzlichen Blicke aufgefangen, zwang er sich zur Heiterkeit, um jeden Verdacht zu vermeiden.

»Bin ich Ihnen weit genug dekolletiert,« flüsterte indes Frau Elisabeth dem Maler zu, »oder würde sich's auf dem Bild besser ausnehmen, wenn ich ein anderes Gewand

anzöge —«

Paul, Emma starr ansehend, entgegnete absichtlich ein wenig laut:

»Gnädige Frau, Sie haben eine herrliche Büste, wählen Sie ein Kleid, das dieselbe am vorteilhaftesten erscheinen lässt.«

»Gut, so werde ich tun,« sagte Elisabeth zärtlich.

»Entblößen Sie auch, bitte, die Arme,« fuhr Paul fort, »Ihr Arm hat vollendete Formen.«

»O, Sie Schmeichler,« lächelte die Frau, »wissen Sie was, besuchen Sie uns doch nächstens auf unsrer zwei Stunden von der Stadt gelegenen Villa; dort wird eben der große Saal gebaut, ich bestimme meinen Mann leicht dazu, dass er den Saal von Ihnen ausmalen lässt...«

Paul versprach, sich den Saal anzusehen und ging auf die schelmisch-kokette Art der Dame ein, indes Emma ihm errötend zuhörte; die heiße Wange, das glühende, fast unaufhörlich auf das üppige Weib gerichtete Auge ihres Gemahls ließ merkwürdiger Weise diesmal einen Stachel in ihrer Seele zurück, sie empfand einen wehen Druck in der Brust. Auch gegen die herausfordernden Blicke Elisabeths hatte sie viel einzuwenden, so viel, dass sie die Bemerkung Kahlers, die dieser in seiner düsteren, verschlossenen Art an sie richtete, fast überhörte. Jedenfalls fand sie es unschicklich, dass eine verheiratete

Frau mit einem verheirateten Mann auf diese frivole Art zu scherzen wagte.

Als sich die beiden Gäste verabschiedeten, begleitete Paul die Frau des Bankiers mit besonderer Liebenswürdigkeit an den Wagen. Als er wieder zurückkehrte, fand er sein Weib in Gedanken verloren am Tische stehen; vom Schein der Lampe grünlich überhaucht, glänzten ihre interessanten Züge erblassend, ihr Auge sah weit geöffnet in die Nacht hinaus auf die im Nachtwind leise rauschenden Wipfel, auf die hellen Fenster des stolzen Wohnhauses.

»Du bist von dieser Dame sehr entzückt,« sagte sie leise, wie zögernd, da ihr eine heitere, fast nervöse Lebhaftigkeit in ihres Gatten Benehmen auffiel.

»Nun, ich habe ja Narrenfreiheit!« lachte er, eine Zigarette an dem Lampenzylinder in Brand steckend. »Danke dir übrigens für dies Wort,« setzte er leichtfertig hinzu, »werd' mir's zu Nutzen machen. —«

Und wie von einer boshafte Laune dazu getrieben, fuhr er, mit krampfhafter Lustigkeit sich nachlässig in einen Sessel werfend, fort:

»Bist übrigens ein famoses Weib, so lebt sich's gut. So genieß' ich doch mein Dasein. Und morgen erst! Ha! Louise, das göttliche Mädchen!«

Emma zog die Brauen finster zusammen und sah ihren

Mann, der sich auf einmal ganz verändert, erstaunt an; sie wollte einlenkend entgegnen, schwieg jedoch; ein weher Druck, der ihr auf einmal die Brust beklemmte, verhinderte sie am Sprechen.

»Ich werde das Atelier abschließen,« fuhr er, seine Erregung zitternd beherrschend, weiter fort, »die Dienerschaft braucht mich gerade nicht für leichtsinnig zu halten, denn sieht so ein Tölpel ein Weib, dazu noch ohne Kleidung bei mir, im Zimmer, so schwätzen die Dummköpfe.«

Endlich raffte sich Emma auf; sie erwachte wie aus einem Traum, als ihr ein heftiger Windstoß, der die Flamme der Lampe niederdrückte, die Wange streifte.

»Ist diese Louise ein unverdorbenes Geschöpf?« fragte sie, ohne recht auf den Inhalt ihrer Worte zu achten.

»Hm! Kann sein, Gewisses vermeldet die Geschichte nicht,« sagte er gleichmütig.

»Man sollte — wenn sie tugendhaft ist —« fuhr sie erblassend fort und hielt dann schwer atmend inne.

»Wie?« rief er, an seiner Zigarette drehend, und sich durch das lockige Haupthaar fahrend.

»Ich meine,« sagte sie, »vielleicht geschähe dem Mädchen ein Gefallen, wenn —«

»Wenn —·.«

»Nun, wenn, während du malst, sich eine ältere Frau bei euch aufhielte ——«

Er schwieg, dann sah er auf die Uhr, zog diese auf und drehte sich nach den erhellten Fenstern des Hauses um.

»Hm! Die Tugend Louisens scheint dir zur Herzensangelegenheit zu werden,« sagte er dann.

»Bedenke — ein junges Mädchen,« stieß sie hervor, »es ist doch ein trauriger Erwerb — man sollte dem Kinde die Sache erleichtern — es vor Unheil schützen ——«

Er blies den Rauch der Zigarette weit von sich und sagte dann gleichmütig gähnend:

»Beruhige dich, die Tugend des Mädchens wird wohl auf festen Füßen stehen — eine Beaufsichtigung ist unnötig, würde mich auch stören ——«

»Sei menschlich, Paul, denke an das Schamgefühl eines Mädchens,« warf sie ein. —

»Eine Beaufsichtigung würde mich stören,« wiederholte er.

»Und wenn ich selbst ——« begann sie stockend. —

»Wenn du ——« fiel er lächelnd ein.

»Ja ——« sagte sie abgewandt.

»Wenn du,« fuhr er freudig erregt fort, »mir zum Modell dienen wolltest ——?«

»Nein, nein,« sagte sie streng, »wenn ich das Mädchen in meinen Schutz nehmen würde —«

»Traust du mir denn Schlimmes zu?« entgegnete er erstaunt.

»Davon ist nicht die Rede, ich denke nur an das Mädchen — nicht an dich,« sagte sie mit fast herber Betonung.

Er, von diesem Ton unangenehm berührt, fühlte, dass es notwendig sei, ihr zu imponieren; er stand auf.

»Kümmere dich nicht um meine Angelegenheiten,« erwiderte er mit derselben Herbheit.

»Paul —« fuhr sie vorwurfsvoll heftig auf.

»Nun?« stieß er fast zornig hervor und strich die Asche von seiner Zigarette.

Sie biss die Lippen trotzig aufeinander, aber in ihren Augen schimmerte es wie von Tränen. Er bemerkte das und von der instinktiven Schlauheit der Liebe dazu getrieben, sagte er, schon halb zum Weggehen gewendet, in befehlendem Tone.

»Ich verbitte mir jeden Schutz. Es geht niemand was an, ob mir und wie mir das Mädchen sitzen will. Gute Nacht.«

So ging er, sie in einem Zustand tiefer Beschämung zurücklassend, denn alles, was sie ihm eingewendet, war

ihr ohne ihren Willen entfahren, sie fühlte bei jedem ihrer Worte: »das solltest du nicht sagen!« und sie sagte es unbegreiflicher Weise doch. Jetzt bereute sie die Art, in der sie sich jenes Modells annehmen wollte. Nahm sie plötzlich Teil an ihm, da er anfang, unliebenswürdiger zu werden? Was kümmerten sie seine Modelle — und wie leicht konnte er sie missverstehen. Wirklich! Das sah ja vielleicht fast wie Eifersucht aus in seinen Augen.

Sie wollte lachen, aber der Gedanke an Kahlers Benehmen erstickte das Lachen; sie vermied es seit einiger Zeit völlig, an Kahler zu denken, sein finsternes, fast unheimliches Wesen beunruhigte sie; sie fühlte sich, sobald sie sich den bleichen, wortkargen Mann in der Phantasie vergegenwärtigte, wie innerlich erkrankt.

Als sie am andern Tag in der Nähe des Ateliers vorüberging, hörte sie ihren Mann, wie er ganz begeistert ausrief:

»Gut so, der linke Arm! Und das Knie ein wenig aus dem Gewand — so ist's recht.«

Emma schrak zusammen und errötete. Sie wollte umkehren, blieb aber stehen und lauschte. Dann trat sie plötzlich, mit dem Entschluss, ihrer Philosophie nicht untreu zu werden, an die Ateliertüre heran, klopfte und trat, da nicht verschlossen war, auf das: ›Herein!‹ Pauls in den großen, prächtig ausgestatteten Raum.

»Ich störe doch nicht,« sagte sie kühl.

»Ah, Du?« entgegnete der Maler, ruhig weitermalend.

»Ich wollte mich nur ein wenig umsehen,« warf sie, als langweile sie sich, hin.

Sie unterzog nun mehrere an der Wand hängende Skizzen einer nörgelnden Kritik, bis sie an die grüne, spanische Wand gelangte, hinter welcher Louise halb entkleidet stand. Emma betrachtete das nunmehr errötende Mädchen, das unruhig zu werden begann und sein bis unter den Busen herabgefallenes Gewand über die Schultern ziehen wollte, bis ihr Paul zurief, sie möge doch nur nicht in Verlegenheit geraten, die Eingetretene sei seine Frau.

Auf Emma machte es nun einen eigentümlichen Eindruck, als sie ihren Mann diesen jugendfrischen Körperformen so gelassen, ganz in sein Kunstwerk vertieft, gegenüberstehen sah; Paul kam ihr merkwürdiger Weise erfahrener, reifer, ja männlicher vor, da sie ihn so gebietend dem schönen Mädchen Winke mit dem Pinselstiel geben, dann ihn zuweilen auf sie zutreten sah, um eine ihrer Locken über dem nackten Busen zu ordnen. Seine keusche, feste Ruhe diesem ein wenig ängstlich blickenden, halbentkleideten Mädchen gegenüber imponierte ihr, sie fühlte etwas wie die Überlegenheit männlicher Kraft von Paul ausgehen und das Kindliche seines Wesens, das sie sonst nicht an ihm

leiden mochte, schien in diesem Augenblick einer naiven Kunstbegeisterung gewichen, welche, da sie seinen Augen einen höheren Glanz, seinem Benehmen eine größere Bestimmtheit verlieh, die gebildete Frau mit einer Art Ehrfurcht erfüllte.

Jetzt zum ersten Mal gewahrte sie auch, dass das Talent ihres Mannes kein gewöhnliches sei, er hatte ihrer Meinung nach den Ausdruck Antigones entschieden verfeinert; das Bild versprach ein vorzügliches zu werden. Als sie nun betreffs dieses Bildes mehrere Fragen an ihn stellte, antwortete er sehr einsilbig, er müsse jetzt alle seine Gedanken zusammennehmen, sie möge ein andermal fragen. Sie, die diesen Ton an ihm nicht gewohnt war, ward, was ihr selbst auffiel, ganz kleinmütig.

»Welch' schönes Bild,« rief sie, um abzulenken, aus, als sie einige Zeit in einer Mappe gewühlt.

Paul warf einen Seitenblick auf das Blatt, das sie hervorgezogen und sagte:

»Das hältst du für ein schönes Bild?«

»Gewiss, das schlafende Kind hier, — ist es nicht gut?« fragte sie

Paul lachte verächtlich.

»Merkwürdiges Kunstverständnis,« murmelte er ungezogen, »es ist die größte Stümperei.«

»Was? Dies Bild,« entgegnete sie verlegen, einsehend, dass sie sich vielleicht geirrt.

»Ich habe es nur aufgehoben, um mir ein abschreckendes Beispiel an der Schmiererei zu nehmen,« erwiderte er, mit bedauerndem Lachen, welches vielsagende Lachen der Frau die Schamröte auf die Wangen lockte. Sie legte, von ihrem Kunstverständnis wenig erbaut und diesmal wirklich niedergeschlagen, das Bild in die Mappe.

»Warum soll das Bild denn so schlecht sein,« entgegnete sie indes, um ihre geistige Überlegenheit wenigstens im Wortgefecht aufrechtzuerhalten und ihrem Stolz eine kleine Genugtuung zu bereiten.

Er schwieg. Trotzig wiederholte sie ihre Frage und suchte sie sophistisch zu begründen, obwohl sie ihre Sache verlorengab. Endlich stellte sie so gewagte Behauptungen auf, dass Paul es nicht länger ertragen konnte.

»Donnerwetter,« fluchte er lachend vor sich hin, »sie fragt auch noch — ha! ha! ha! ... warum das Schlechte schlecht ist —«

»Aber Paul — ich verstehe doch sonst etwas von der Kunst,« wandte sie verlegen ein.

»Das heißt, du tappst, wie man sagt, mit der Stange im Nebel herum,« erwiderte er grob. Er fühlte instinktiv,

dass er Emmas Herz nur durch entschiedenes, männlich-strenges Benehmen überwinden konnte, sein Herz sagte ihm das, nicht sein Verstand, der bei ihm überhaupt immer hinter die Empfindung oder die Phantasie zurücktrat, und als sie nun sich zu verteidigen begann, widerlegte er sie mit einigen treffenden Sätzen.

»Jetzt,« fuhr er fort, »tätetest du mir aber einen großen Gefallen, wenn du gingst; du störst mich.«

»So, so, gut,« murmelte sie und entfernte sich.

Paul, der hinter ihr abgeschlossen, musste an sich halten, damit er sie nicht zurückrief, um sein barsches Wesen zu entschuldigen; doch nahm ihn alsbald sein Kunstwerk so in Anspruch, dass die ganze eben durchlebte Szene sehr bald seinem Gedächtnis entschwand. Die Fragen, die er an Louise stellte, beantwortete diese schüchtern, indem sie meist einen ängstlichen Blick nach der Türe warf, überhaupt immer unruhiger zu werden anfing. Nach einiger Zeit ließ der Maler eine kleine Pause eintreten, damit sich sein sehr ermüdetes Modell ein wenig erhole. Das Mädchen stieg von der Erhöhung herab, und zog zögernd, und nicht ohne eine gewisse plumpe Koketterie, ihr Kleid über die Schultern, wobei sie zuweilen errötend Seitenblicke auf den jungen Mann gleiten ließ. Dieser fragte geistesabwesend, noch zu sehr mit seinem Bilde beschäftigt, ob sie ihm gerne sitze; sie erwiderte

verschämt, sie tue es sehr gern; an seinem Bilde weitermalend, lobte er, um ihr irgendetwas Höfliches zu sagen, ihre Schönheit und als sie jetzt hinter ihm stand, fasste er sie, eigentlich ohne sich sinnlich erregt zu fühlen, mehr wie im Traumzustand, mit dem linken Arm um die Hüfte, was sie sich, sich nur wenig sträubend, gefallen ließ. Sie lächelte dumm errötend vor sich hin und tat, als bemühe sie sich emsig, das herabgesunkene Kleid über die Brust zu ziehen. Der junge Maler, den Pinsel mit der Rechten aus die Leinwand drückend, sah hierbei mehr auf sein Bild als auf Louise, ihm entging sogar ihr liebevoller Blick, ihr hingebendes Wesen, bis er auf einmal, da er sie, ohne recht zu wissen, was er tat, ein wenig fester an sich gedrückt, ihren Mund auf dem seinen brennen fühlte. Er hatte nicht Zeit, irgendetwas zu entgegnen oder zu tun, ein heftiges Rütteln an der verschlossenen Ateliertüre schreckte beide aus ihrer träumerischen Gelassenheit empor.

»Aufgemacht!« rief es vor der Tür, und Louise, diese Stimme erkennend, stieß einen Schrei aus und bemühte sich, ihr Kleid zu ordnen, was ihr nun aber, da sie sich übereilte, nicht gelingen wollte.

»Er schlägt mich tot!« stammelte sie verzweiflungsvoll und Paul, der nicht wusste, ob er öffnen sollte, fasste krampfhaft seinen Malstock. Nun hörte man auch die Stimme Emmas, die den Wütenden zu besänftigen

suchte; gleich daraus flog die Ateliertüre, gewaltsam erbrochen, auf und Heinrich, der Bräutigam Louisens, stürzte herein. Louise, als sie das wutverzerrte Gesicht ihres Liebhabers erblickte, bebte zusammen und verkroch sich hinter einigen Staffeleien. Paul trat jedoch dem Eindringling, der ihm freilich an Körperkraft weit überlegen war, die Malstange in der Faust, entgegen.

»Da also find' ich die Dirne,« knirschte Heinrich, »hab' ich dir nicht verboten, Modell zu stehen? Gelt, ich komme hinter deine Schliche — aber nun sollst du's fühlen, wer ich bin — gleich kommst du her —!«

»Was wollt Ihr?« rief ihm Paul zu, »hier geschah nichts, was Euch oder Eurer Braut zur Unehre gereicht.«

»O ja,« rief der Eifersüchtige wild lachend, »seht doch — sie ist ja halb nackt — und ihr wollt mir weismachen, hier sei alles ordentlich zugegangen? — Ihr Heuchler — — her zu mir, Louise!«

Er eilte auf das Mädchen zu, das schreiend weiter ins Innere des Ateliers flüchtete, dabei mehrere Stühle und Bilder umwerfend. Emma rief ihrem Manne zu, er möge nicht zwischen die beiden treten, er solle sich zurückziehen. Paul rief nach den Dienern, der rotköpfige Liebhaber stürmte indes weiter, bis er in einem Erker das wimmernde Mädchen am Handgelenk erfasste; dieses riss sich los und floh zu Paul, sich ihm, um Hilfe rufend, zu Füßen werfend. Paul war bis jetzt ruhig geblieben, als

aber Heinrich auf seiner Verfolgung das Bild der Antigone von der Staffelei warf, übermannte ihn die Entrüstung:

»Hinaus Kerl, oder ich lasse dich hinauswerfen!« donnerte er und schlug dem Rothaarigen den Malstock über den Rücken. Der Getroffene erwischte indes den Stock, entriss ihn dem Maler und bedrohte denselben mit seinen Fäusten. Paul, dem die Wut alle Kräfte verdoppelte, und der vor Emma nicht als Feigling dastehen wollte, ergriff einen Stuhl und rückte so bewaffnet auf seinen Feind los, der, als er die kriegerische Miene und die energische Haltung des Malers wahrte, trotz seiner überlegenen Körpergröße wirklich nach der Türe zurückwich. Emma, die ihren Gatten in Todesgefahr schweben sah und in der das weibliche Mitleid stürmisch erwachte, suchte die Kämpfenden vergebens zu trennen. Zwar hatte ihr Paul nie besser gefallen als in diesem Augenblick, da aus dem Träumerischen ein Entschlossener, Tatkräftiger ward, aber das Rohe, Gewalttätige, das in der ganzen Szene lag, widerte ihren feinen Sinn an.

Ohne weiter viel Worte zu machen, rief sie die Bedienten zusammen, die sich um ihren Herrn zu scharen begannen und dadurch den Kampf in ein friedliches Wortgefecht auflösten. Da der eifersüchtige Liebhaber darauf bestand, winkte der Maler das Mädchen herbei,

befahl ihr, sich anzuziehen und das Haus zu verlassen, nahm aber dem Rasenden das Versprechen ab, er dürfe sie in keiner Weise züchtigen. Heinrich versprach letzteres, Louise jedoch erklärte, sie könne tun und lassen, was ihr beliebe, sie wolle sich zwar jetzt von hier entfernen, verbitte sich jedoch jede Begleitung. Heinrich schaute finster drein und fragte sie: ob sie ihm den Laufpass geben wolle, ihm sei's schon recht, eine Dirne werde er nie heiraten; Louise, die sich angezogen, erwiderte ihm nichts, sie schritt trotzig an ihm vorbei, während er einen Fluch vor sich himmelmelnd, ihr nachging.

Paul sah indes von seinem Fenster aus, dass die beiden sich in einiger Entfernung von dem Haus vereinigten und sich, wie es schien, aussöhnten; darüber, dass der Liebhaber noch mehrmals die Fäuste nach dem Atelier zurückballte, machte sich der Maler weiter keine Sorgen.

Einige Tage später durchwandelte er, da es draußen regnete, das Gewächshaus. Da er den ganzen Tag gearbeitet, fühlte er sich jetzt am Abend ermüdet, welche Ermüdung ihm das Nachdenken über Emmas Schroffheit noch lästiger machte. Seit jener Szene vor dem Bilde, zog sie sich fast noch mehr zurück, und als nun der blaue Strahl des Mondes in den Glasscheiben des Gewächshauses flimmerte und herabsank auf die ausländischen Pflanzen, die ringsum standen, musste er

sich gestehen, dass er doch ein reicher und zugleich armseliger Mensch sei. Während er sich auf einer, unter dichten, breitblättrigen Pflanzen versteckten Bank nieder ließ, malte sich seine, von der stillen Mondscheindämmerung entzündete Phantasie aus, wie er jetzt so behaglich mit Emma auf diesem verborgenen Plätzchen mitten unter diesen schimmernden Dolden ausruhen könnte. Hier auf dem kleinen runden Tisch müsste eine Lampe ihren friedlichen Schein rings auf die exotischen Blumenkelche werfen, dort müsste sich unser Papagei im Ringe schaukeln. Der plätschernde Springbrunnen nebenan störte dann ihr süßes Geplauder keineswegs, und wenn er hinauf sah und dort die nickenden Palmblätter sie beide überdachten, konnte er sich nicht nach Indien träumen in ein Wunderland der Liebe? Und wenn sie ihm dann den Tee reichte und er sie küsste und sie beide sich aneinander schmiegt und sie holde Worte an ihn richtete, — nein! Er genoss seinen Reichtum weniger als der ärmste Arbeiter seinen Tagelohn!

Und nun zu wissen, wie man ihn genießen könnte! Es war unerträglich. Noch in solche Phantasien vertieft, war es ihm, als vernehme er eine wohlbekannte, männliche Stimme, die näher kam. Er reckte sich auf, es war die Stimme Kahlers. Sollte dieser ihn hier einsam im Finstern antreffen, seine Augen in jenem feuchten Glanze schwimmen sehen, den der Mann so gerne dem Manne

verbirgt? Was sollte er da auf die Fragen des Freundes antworten? Nein! Er wollte sich so ruhig wie möglich verhalten um, wenn Kahler vorübergegangen, ihm zu folgen, damit es scheine, als habe er ihn aufgesucht. Der feine Kiesboden knisterte in der Nähe des Springbrunnens, der seine Perlen im Mondstrahl blitzen ließ; jetzt schien Kahler stehen zu bleiben; Paul lehnte sich fest an die Gartenbank und suchte seine Atemzüge zu unterdrücken. Horch! Jetzt erkannte er Emmas Stimme, ein Grund mehr, um im Versteck zu bleiben und nicht als weichherziger Träumer sich von den beiden überraschen zu lassen. Was sie miteinander sprachen, der Arzt und sein Weib, interessierte ihn nicht, obgleich er bei einiger Aufmerksamkeit jedes Wort würde verstanden haben, das von der gewölbten Decke des Vorbaus laut zurückgeworfen wurde. Auch schien es ihm unwürdig, zu lauschen, besonders deshalb, weil der Arzt gekommen war, um über die Krankheit der Schwiegermutter Berichte in Empfang zu nehmen. Dennoch konnte der Maler nicht verhindern, dass manche Sätze allzu deutlich an sein Ohr schlugen, deren Inhalt ihn allmählich von seinem Vorsatz, nicht zu lauschen, zurückbrachte.

»Nein«, sagte Emma, »das war unrecht! Und keine Sophistik kann mich damit versöhnen. Sie haben mich in die unglücklichste Lage gebracht, Doktor.«

»Lassen Sie das Vergangene vergangen sein«, hörte

Paul den Arzt mit zitternder, gedämpfter Stimme einwenden, »und denken wir daran, wie wir die Gegenwart ertragen werden, verlangen Sie aber nicht von mir, dass ich nie mehr Ihr Haus betreten soll, — oder — werden Sie wirklich so grausam sein?«

»Bin ich denn in diesem Fall nicht ebenso grausam gegen mich selbst als gegen Sie?« entgegnete Emma, indes Paul, von einer dunklen Ahnung ergriffen, sich erhob. »Es ist das kleinste von zwei Übeln,« fuhr Emma fort, »ich bin immer der Meinung gewesen, man soll den Pfeil trotz seiner Widerhaken aus der Wunde reißen; sie heilt umso schneller und erspart spätere Qualen. Nehmen wir Abschied, mein Freund! Wer kann gegen das Unveränderliche ankämpfen? Und suchen Sie Zerstreuung in Ihrem Beruf —.«

»Wir haben die Rollen getauscht,« sagte nach einer Pause Kahler; »es scheint: ich bin der Patient, und Sie der Arzt. Ach! Emma! Wie sehr ich fühle, dass ich schwach bin! Schwach? Nein! Das ist ein zu gelinder, beschönigender Ausdruck — schlecht, kleinlich bin ich — ganz verwandelt —!«

Der Arzt brach, da ihm die Stimme zu versagen drohte, ab, während Emma aufseufzte, und erst nach einiger Zeit fortfuhr:

»Ich bin in einer Gemütsstimmung, Doktor, in der ich mich selbst nicht verstehe. Könnte mir doch ein Mensch

Aufschluss über mein eignes Inneres geben! Wen soll ich lieben? Wen liebe ich? — Ich fühle Mitleid mit Paul, Doktor, und ich bedaure zugleich auch Sie, verehrter Freund, — ich weiß nicht, was ich tun soll — was ich denken und fühlen soll, — nur eins weiß ich, dass jene Lüge, die Sie ihm aufbürdeten, mein Gewissen foltert.«

»War es wirklich eine Lüge?« frug der Arzt zögernd, »enthielt diese Lüge gar kein Körnchen Wahrheit?«

»Schweigen wir hiervon,« fiel ihm Emma heftiger ins Wort. »Was taten Sie auch! Zu sagen: ich liebe einen Menschen, den ich kaum einmal gesehen —. Nein! Ich kann es Ihnen nie verzeihen, — obgleich ich begreife, dass Sie durch die Umstände hierzu getrieben wurden. Der arme Mensch in seiner Treuherzigkeit! Was er nur von mir denken mag! — Welche Rolle ich jetzt spiele! Soll ich heucheln? Liebe heucheln? Wie erniedrigend! Soll ich ihm offen erklären: du bist betrogen, man hat dich zum Besten gehabt! Das bräuchte ich nie übers Herz. Denn, Doktor, er liebt mich aufrichtig, das fühle ich mit jedem Tag deutlicher. Diese Liebe rührt mich oft bis zu Tränen! Ja bis zu Tränen, Doktor, denn sie ist so kindlich! Was aber soll ich tun? Oder vielmehr, was habe ich bereits getan! — Ich darf daran gar nicht denken —.«

Sie brach ab ——.

»Was war das?« frug sie, »hörten Sie nichts?«

»Wie?« frug der Arzt zerstreut.

»Lassen Sie uns gehen,« flüsterte Emma, »mir wird unheimlich in diesem großen, dunkeln Hause — das Echo schallt so stark — kommen Sie!«

Beide schritten den inneren Gemächern zu. Der Doktor presste die Lippen aufeinander und wagte es nicht, einen innigeren Abschied zu nehmen, da Emma ihm die Hand verweigerte. Sie wandte sich halb von ihm ab, als er, einen bittenden Blick auf sie werfend, nach der Türe zuschritt.

»Auf immer?« kam es mühsam fragend über seine Lippen.

Emma wandte sich von ihm ab.

»Für lange Zeit,« korrigierte sie seine Frage, »bis —«

»Bis?« gab er fragend zurück.

»Unsere Seelenstimmungen sich geändert haben,« sagte sie, worauf er sich, ohne eine Wort zu erwidern, entfernte.

Nun war er gegangen und sie empfand, wie sie mit Überraschung bemerkte, seine Abwesenheit nicht so heftig wie früher als eine schmerzliche Leere.

Das finstere, strenge Benehmen des Arztes übte diesmal keine so tiefgreifende, fesselnde Wirkung auf sie aus; auch erschien er ihr nüchterner, zu wenig lebhaft,

trotz seiner Leidenschaft. Er erregte zu wenig ihr Mitleid, und als sie länger über ihn nachdachte, gestand sie sich, dass ihr Herz da am heftigsten empfand, wo es bemitleiden musste, wo es pflegen konnte.

Nein! Es entstand in der Tat, als er die Türe geschlossen, nicht mehr jene pressende Leere, jene drückende Einsamkeit um sie her, die sich in vergangenen Tagen auf ihre ganze Umgebung wie ein schwerer, grauer Schleier niedergelassen. Sie vermochte ihn zu entbehren. Vor sich hin sinnend, entzündete sie jetzt den Kronleuchter, eilte dann in das Gemach der Mutter und leistete der Kranken die herkömmlichen Dienste. Als sie das erleuchtete Gemach wieder betrat, empfand sie eine Erleichterung in dem Gedanken, dass Dr. Kahler ihr nun nicht mehr gefährlich werden konnte, es gewährte ihr eine innere Befriedigung, dass sie den Streit ihrer Seele so entschieden geschlichtet, und als sie jetzt die Schritte ihres Mannes nahen hörte, umspielte ein verlegenes Lächeln ihre Lippen, während eine eigentümliche, tiefgefühlte Ruhe sie überkam, eine Ruhe, die dennoch von einer gewissen Spannung, einer Erregung aller Lebensgeister begleitet war. Sie ergriff in einiger Verlegenheit ein Zeitungsblatt, las jedoch nicht, sondern belauschte die Schritte des Näherkommenden, die nun vor der Türe Halt machten.

Zögerte er einzutreten? Fürchtete er sich vor ihr? Wie

wonnig doch diese Vorstellung war, wie sehr seine furchtsame, verschämte Liebe doch ihr mitleidiges Herz ergriff; ihre Augen befeuchteten sich, und sie sah beklommen über das Blatt hinweg nach der Türe, durch welche jetzt ihr Gatte, — ein todblasser Mensch, — langsam auf sie zukam. Das Blatt entsank ihrer Hand, die Frage: ›was fehlt dir?‹ — wollte nicht über ihre zitternden Lippen, als sie in dies geisterhaft blasse Gesicht, diese weit geöffneten Augen blickte. Pauls Bewegungen waren schwerfällig, unzusammenhängend, als er jetzt an das Fenster schritt, dieses schloss und vor die sprachlose, zitternde Emma hintrat, die aus seinem ernstesten, gemessenen, jetzt sogar männlichen Benehmen zu erraten begann, dass er ihr eine Mitteilung von großer Wichtigkeit zu machen hatte.

»Ich bitte um Aufschluss,« stieß er mit rauer Stimme hervor.

Emma ließ sich auf den Fauteuil nieder und suchte das Zittern ihres Hauptes dadurch zu beherrschen, dass sie es stützte.

»Um Aufschluss,« fuhr er fort, unbeweglich stehenbleibend, »ich war soeben unfreiwilliger Zeuge eines Zwiegesprächs, das du mit Dr. Kahler hattest.«

Sie sah einmal hastig zuckend zu ihm empor, ließ dann den stützenden Arm wie schreckgelähmt sinken und lehnte das erbleichende Haupt wie ermattet an die

Sammetpolster des Fauteuils. Sein stolzes Wesen, die ruhige Art, mit der er seinen Schmerz bekämpfte, imponierte ihr, sie fühlte sich wie gefesselt von seinen großen, vorwurfsvollen Augen, so dass sie den Ausruf: ›Belauscht!‹ der ihr auf den Lippen zitterte, nicht auszusprechen wagte.

»Ich habe euch beide im Gewächshaus belauscht,« fuhr er fort, »ohne Absicht, ohne es zu wollen! Es tut mir leid, dass es geschehen musste, es ist jedoch nicht mehr zu ändern. Ich bitte dich, mir ein gewisses Wort näher zu erklären,« setzte er leiser hinzu, zwischen jeder Silbe eine kleine Pause machend, »du sprachst dem Doktor gegenüber in Ausdrücken, die mir rätselhaft blieben, d. h. die ich nur so halb und halb verstand und die ich doch gerne ganz verstehen möchte. Also: was bedeutete es, dass du mich als das Opfer eines Betrugs hinstelltest? Sage mir die offene Wahrheit!«

Auf Emma sank schwerer und schwerer ein vernichtendes Schuldgefühl herab, jedes seiner Worte traf sie wie ein Schlag, und doch sträubte sich ihr Stolz dagegen, sich, was sie vielleicht noch gekonnt hätte, mittelst einer Verdrehung der Wahrheit aus dieser niederschmetternden Anklage herauszuwinden. Sie sah regungslos mit starren Augen vor sich hin; er hatte alles gehört, ihr Geheimnis war verraten, ihre ganze Schuld lag am Tage; aber seltsamer Weise, sobald sie fühlte, dass er

alles wusste, dass er das Spiel durchschaute, bemächtigte sich ihres Benehmens eine gewisse Gleichgültigkeit, jene Stumpfheit, wie sie der Fieberkranke der Außenwelt entgegenbringt, indes doch tief innen unter dieser kühlen Oberfläche ein wehes Schmerzgefühl, wie ein glühender Dolch ihre Brust zerriss. Als Paul sie so gleichmütig im Fauteuil sitzen sah, während sein Inneres in Eifersucht und schmerzlicher Enttäuschung bebte, stieg ihm das Blut in die hämmernden Schläfen, er drückte die Hand auf die Tischplatte, dass sie zitterte.

»Das scheint dich, was ich dir soeben sagte, nicht im mindesten zu beschämen?« presste er stotternd hervor, sie mit funkelnden Augen messend.

Immer noch keine Antwort.

»Hörst du? Ich bitte dich, sitze nicht da wie eine Bildsäule, Weib! Und gib mir Antwort.«

Immer noch schwieg sie, sie beugte nur einmal langsam, wie traumbefangen, den Kopf nach ihm hin, als suche sie nach Worten; dies geschah jedoch in so langsamer Weise, dass den leicht gereizten, erregbaren Künstler ein momentanes Zorngefühl übermannte, und er die Stille des Gemachs mit einem sehr lauten, herrischen: »Hörst du!« zerriss. Emma zuckte zusammen. So hatte sie noch kein Mensch anzureden, oder besser, anzuschreien gewagt; denn dieses: »Hörst du!« glich mehr einem Schrei als einem Ruf. Sie erschrak, und als er

jetzt dicht vor sie hintrat und ihr mit seinen wilden, entflammten Augen in die ihren sah, überschauerte sie ein ganz sonderbares Gefühl von Demut, Angst und Hingabe.

Hätte er sie in diesem Augenblick getötet, sie würde ohne Hilferuf den Todesstreich in Empfang genommen haben, so gut gefiel er ihr in seiner wohlberechtigten Wut, so sehr empfand sie es als einen Genuss, zu beobachten, wie dieser schüchterne, sanfte Charakter sich plötzlich in einen heftigen, willenskräftigen umwandeln konnte. So sehr empfand sie es plötzlich als ein Glück, diesen schönen, starken Charakter zu besitzen, ihm unterworfen zu sein. Sie starrte ihn an und konnte sich nicht sattsehen an den feinen, behändigen Linien dieses Gesichts, das selbst in seiner Verzerrung noch von eigentümlicher Schönheit überhaucht war.

»Eigentlich weiß ich genug,« sagte er dumpf, »du bist eine Unwürdige, soviel erriet ich. Doch will ich dich nicht völlig Verdammen, bis ich dich gehört habe. Also: Ja oder Nein! Doktor Kahler hat mich betrogen, als er mir damals mitteilte, du liebtest mich —? Ja oder Nein!«

Emma sah ihn immer noch wie traumverloren an.

»Ja!« sagte sie ruhig.

Er überwand das Zittern, das ihn befiel und fuhr fort:

»Und aus welchen Gründen gehst du eine Ehe mit mir

ein? Sage die Wahrheit.«

»Du sollst es später erfahren,« sagte sie, ihn immer noch anblickend.

»Später?«

»Ja!«

»Ich will es jetzt auf der Stelle erfahren,« presste er hervor, »du wirst sogleich die Güte haben und mir einen Grund hierfür angeben; wenn du mich nicht liebtest, warum nahmst du mich zum Mann, warum betrogst du mich und heucheltest mir Liebe.«

»Ich habe dir nie Liebe geheuchelt,« sagte sie mit Würde.

»Gut denn!« fuhr er fast atemlos fort, »warum also nahmst du mich zum Mann?«

»Weil ich meine Mutter retten wollte,« entgegnete sie ruhig.

»Deine Mutter?« rief er.

»So ist es,« sagte sie, »das übrige erfährst du später.«

Beide schwiegen hierauf, bis sich Paul von der Versunkenheit, die ihn befallen, plötzlich gewaltsam befreite. In seiner Brust überwog der Schmerz alle übrigen Empfindungen so sehr, dass er im Augenblick kaum mehr genau wusste, was er gefragt und was sie hierauf geantwortet. Nur mit Anstrengung vermochte er

die wirren Fäden seines Gedächtnisses zu durchreißen und sich einigermaßen in dem Irrsal seiner Gedanken zurechtzufinden.

»Ich verstehe dich nicht, ich will es nicht wissen,« sagte er mit ernster Fassung, »was dich zu dem schändlichen Schritt trieb, einen Menschen, der dich aufrichtig liebte, zum Werkzeuge deiner Pläne zu benutzen und ihn zum Spielzeug zu erniedrigen, das man nach dem Gebrauch beiseitelegt; es ist überflüssig, dies zu wissen, denn, wie du einsehen wirst, sind wir beide von diesem Augenblicke an durch das Vorgefallene für immer geschieden.«

Trotz der Betäubung, die ihr Blut zu Eis erstarrte, trafen diese Worte Emmas Herz wie ein elektrischer Schlag; es begann ihr vor den Augen zu flimmern; sie hörte Pauls Stimme nur noch aus weiter Ferne.

»Natürlich,« fuhr er mit affektierter Kälte fort, »will ich dir nicht länger zur Last fallen. Mein Anblick muss dir unerträglich sein, da er dich — sofern du nämlich noch Gewissen hast — stets an deinen Betrug erinnern muss. Ich verlasse dich also. Jedoch erlaube mir die kleine Rache, — ich werde mich nicht, wie du vielleicht hoffst, gerichtlich von dir scheiden lassen. Du sollst an mich gefesselt bleiben, diese Kette sollst du, so lange ich lebe, mit dir herumschleppen. Das ist die Strafe, die ich über dich verhängen.«

Er wollte sich entfernen, blieb noch einmal an der Türe stehen und bemerkte zu seiner Überraschung, dass Emma nur mit Mühe ihre übergroße Gemütsbewegung unterdrückte. Ohne davon weiter Notiz zu nehmen, sagte er noch mit rauer Stimme:

»Du musst mir erlauben, dass ich diese Nacht noch einmal unter deinem Dache zubringe, ebenso, wie ich mir gestatte, die Mittel, die ich zu meinem Wegkommen von hier nötig habe, aus deiner Kasse zu nehmen. Ich könnte sonst mein Reiseziel nicht erreichen. Fürchte jedoch nichts. Das ist die letzte Bitte, die ich an dich richte, denn ich hoffe, dass mein Pinsel mir den nötigen Lebensunterhalt verschaffen wird, und sollte ihm dies nicht möglich sein, so werde ich dir in pekuniärer Hinsicht trotzdem nicht beschwerlich fallen. Ich sage dir das nur, um dir anzudeuten, wie völlig du von mir befreit bist.«

Mit diesen aus einer schwerverwundeten Brust kommenden Worten verließ er das Zimmer. Emma hörte ihn draußen den Dienern noch einige Befehle betreffs der morgen stattfindenden Abreise erteilen; der Wagen sollte bestellt, der Koffer gepackt werden.

Dann überwältigte sie ein unbegreifliches Schmerzgefühl, sie drückte die Hände vor das Gesicht und kämpfte mit den Tränen, die ihr in den Augen brannten. Während ihr die Tränen die Finger netzten und

sie sich vergeblich bemühte, den Krampf, der ihre Brust erschütterte, niederzukämpfen, blieb es ihr eigentlich selbst rätselhaft, warum die eben durchlebte Szene einen so überwältigenden Eindruck auf sie gemacht, warum Paul auf einmal in einem ganz anderen, fremden Lichte vor ihrer Phantasie stand und sie ihm sofort hätte nacheilen mögen, um ihn um Verzeihung zu bitten. Sollte sie es tun? War sie doch der schuldige Teil! Und wenn er nun erst die ganze Sachlage gekannt hätte, ihr eigentümliches Verhältnis zu Kahler —! Sie schauderte vor einem Bekenntnis zurück, das Dinge enthüllt haben würde, die er ihr niemals hätte verzeihen dürfen! Niemals? Nein! Das würde sie nicht ertragen haben; seinen Groll, seine Verachtung würde sie nicht ertragen — er sollte sie nicht verachten! Und wenn er nun abreiste, mittellos in die Welt hinauszöge, wie einsam, wie schuldbeladen blieb sie alsdann zurück, wo fand sie die Ruhe weiterzuleben? Ihre Tage waren ohne Sonne, ihre Nächte ohne Schlaf, der Gedanke an ihr ungesühntes Vergehen raubte ihr alle Lebensfreude, raubte ihr Gesundheit und Ruhe. Nein! Er sollte bleiben! Aber wie ihm dies zu verstehen geben —? Es ihm sagen? Ihn bitten?

Sie fürchtete ihn auf einmal, mehr als wie sie einstmals Kahler gefürchtet, es mischte sich eine wunderliche Demut, eine beängstigende Scham in diese Furcht. Sie stand auf und erblickte sich mit ihren verweinten Augen

im Spiegel; sie hätte es ohrfeigen mögen, so sehr erregte das Bild im Spiegel ihren Grimm, so sehr war sie in ihrer eignen Achtung gesunken. Ans Fenster eilend, gewahrte sie eine dunkle Gestalt, die im Parke auf und nieder schritt, während die Wipfel der uralten Bäume im Mondlichte flimmerten. Dort wandelte er allein mit seinen Schmerzen, die sie ihm erregt und die er jetzt vielleicht vergeblich zu überwinden suchte.

Der Nachtwind, der ihr entgegenschlug, erschreckte sie, das Rauschen der Bäume klang ihr wie ein Vorwurf, die ganze mondbeleuchtete Nachtlandschaft hatte einen beängstigenden, aufwühlenden Reiz für ihr Gemüt. Sie wischte die Tränen hinweg, aber die lästige Empfindung, der diese Tränen ihre Entstehung verdankten, vermochte sie nicht hinweg zu bannen, bis sich schließlich diese qualvolle Empfindung in einen weichen, fast angenehmen Schmerz auflöste.

In dieses schmerzlich-wonnige Träumen versunken, das mit ihrer Phantasie, ohne dass sie es selbst wusste, spielte, beobachtete sie die Gestalt, die ohne Hut in die Nacht hinauseilte, und als jetzt der Mond hinter den Wolken verschwand und einige Regentropfen auf ihre heiße Stirne sprühten, wie sehr fühlte sie das Bedürfnis, dem einsamen Wanderer dort zuzurufen, er möge sich nicht dem kalten Regen aussetzen, der stärker und stärker niederzuraschen begann. Aber er würde sie nicht gehört

haben, nicht auf ihre Bitte geachtet haben. Sollte sie den Diener hinausschicken, ihn zu bitten?

Das Herz schlug ihr immer heftiger, je lauter der Regen vom Winde durch die Bäume gepeitscht wurde, sie sah das bleiche, immer noch ein wenig kränkliche Gesicht vor ihrem inneren Auge stehen, und der Drang, dies edelgeformte Haupt vor Unheil zu schützen, erwachte mit beunruhigender Gewalt in ihr. Hing diese Sorge mit der allgemeinen Menschenliebe zusammen? Sie dachte hieran nicht; in ihr, die sonst so stolz auf ihr philosophisches Denken war, beherrschte jetzt die Empfindung völlig das Denken. Plötzlich wurde die Haustüre heftig geöffnet, Emma hörte unsichere Schritte. Der Schrei ihrer Dienerin Louise durchhallte den Hausgang.

»Schweigen Sie, es ist nichts!« entgegnete eine keuchende Stimme, in der die Frau diejenige ihres Mannes erkannte.

»Hilfe!« hörte sie die Dienerin rufen, »der Herr — gnädige Frau — der Herr — Blut! — —«

Blut? Hörte sie recht? Oder lag sie im Fieberwahnsinn? Ihr Herz krampfte sich zusammen, als wolle es stillstehen und schlug dann so stark, dass ihr der Atem stockte. Emma war schreckensbleich an die Türe getaumelt, riss dieselbe auf und fand, als sie, an allen Gliedern wie gelähmt, auf den Hausgang wankte, ihren

Gatten an das Geländer der Treppe gelehnt, von allen Dienstboten umgeben.

»Was ist geschehen?« rief sie, und als man ihr Platz machte und sie näher hinzutrat, erblickte ihr entsetztes Auge ein blasses Gesicht, fast gebrochene Augen, bläuliche Lippen, die, mit Blut befleckt, die unheimliche Röte bis auf das Hemd herabgossen. Emma wusste im ersten Augenblick der starren Verzweiflung nichts anders zu tun, als ein kaum hörbares: »Verzeihung!« vor sich hin zu hauchen; »das ist deine Schuld,« dröhnte es in ihren Ohren; dann begann es ihr zu schwindeln, die Luft um sie verdickte sich, blutige Flecken überall; dann fühlte sie, dass die Zofe sie unterstützen musste, aber ihr starker Charakter half ihr über diese momentane Schwäche hinweg

»Zum Arzt, sogleich!« stieß sie hervor, raffte ihre entwindenden Sinne zusammen und ordnete an, dass sogleich Salzwasser gebracht werde, und dass zwei Diener den Herrn so vorsichtig wie möglich auf sein Zimmer tragen sollten.

»Du hast Blut gespien, Paul?« frug sie, ganz sinnlos, ohne zu wissen, was sie tat, als die beiden Diener den regungslosen Herrn die Treppe hinauftrugen und sie ihnen nachging. Oben vor der Zimmertüre angekommen, wollte sie öffnen, aber da wandte Paul langsam sein blutüberströmtes Gesicht zu ihr hin, bewegte die

todesmüden Lippen, aus welchen kein Wort gelangen konnte und machte mit beiden Händen eine heftig abwehrende Bewegung, als wünsche er nicht, dass sie sich weiter mit ihm beschäftige. Emma rang, bis ins Innerste ergriffen, die Hände; der Anblick des zürnenden, blutüberströmten Gesichts folterte ihr Gewissen derart, dass sie dem Wahnsinn nahe zu sein glaubte.

»Paul,« rief sie flehend, die Hände vor der Brust übereinander gefaltet. Der Gesichtsausdruck des Bedauernswerten wurde immer drohender, seine abwehrenden Bewegungen wurden leidenschaftlicher, dringender. Emma stand ratlos vor der Tür, drückte dann die beiden Hände vor das Gesicht und sank darauf mit einem kurzen Aufschrei bewusstlos einem der Diener in die Arme.

* * *

VIII. Kapitel

»Wie fühlen Sie sich heute, lieber Paul?«

Diese Worte richtete Frau Bankier Weber an den auf einem Sofa ausgestreckten jungen Mann, indem sie ihm eine Tasse Fleischbrühe überreichte.

»O, es geht so weit besser,« erwiderte der Maler, die Tasse, die in seinen kraftlosen Fingern zitterte, auf den kleinen, neben dem Ruhebett stehenden Tisch setzend. Die junge Frau sah mitleidig auf den armen Menschen herab und, indem sie ihm halb lächelnd, halb wehmütig mit der Hand über die heiße Stirn fuhr, sagte sie:

»Wie gut, dass ich Sie pflegen durfte — ich begreife sehr wohl, in der Nähe jener anderen wären Sie uns nicht erhalten geblieben.«

Der Maler nickte stumm vor sich hin. Er hatte keinen wortreichen Dank für die Sorgfalt, mit der ihn eine fremde Frau gepflegt; die Enttäuschung, die ihm jene, die er geliebt, bereitet, legte noch immer einen schweren Schleier über sein Denken. Er wusste nun alles, seinen fortgesetzten Fragen hatte man nicht widerstehen können, er wusste, aus welchen Gründen Emma nach seiner Hand getrachtet.

Während seiner ganzen Krankheit hatte er unaufhörlich fortgewollt, es war ihm unerträglich gewesen, in ein und

demselben Hause mit der zu wohnen, die ihn so schändlich erniedrigt. Der Arzt widersetzte sich dem Wunsch des Kranken auf das Standhafteste und erklärte, die Erschütterung des Tragens oder Fahrens — abgesehen von dem Fieber des Patienten — sei schon hinreichend, die allerschlimmsten Folgen herbeizuführen. So musste er sich fügen, litt aber nicht, dass Emma in seine Nähe käme; ja ihren Schritt vor der Türe zu hören, brachte ihn in Unruhe; ihre Stimme wirkte derart angreifend auf sein Nervensystem, dass sich das Fieber sofort steigerte und sein ganzes Wesen die höchste Exaltation verriet. Ja selbst, wenn er sie gar nicht hören konnte, ahnte sein gereiztes Gemüt ihre Nähe; es war mehrmals vorgekommen, dass er zu seiner Wärterin sagte: Emma solle gehen, sie befinde sich im Nebenzimmer und, als die Wärterin ihm solche Wahrnehmung ausreden wollte, und er auf seiner Behauptung bestand, und die Wärterin die Türe öffnete, stellte es sich heraus, dass er Recht gehabt. Emma, der man von diesem überreizten Gemütszustand Pauls Kunde gegeben, suchte sich zu fassen. Der junge Arzt deutete ihr schonend ihres Mannes seltsame Abneigung an; sie werde sich von jetzt an nur noch im unteren Teil des Hauses aufhalten, sagte sie, aber sie sagte es tonlos, mit weggewandtem Gesicht, so dass Herr Dr. Buchbaum es für gut fand, hinzuzusetzen: Mit krankhaften Aversionen und Passionen müsse man Geduld haben.

»Natürlich,« sagte Emma ruhig.

»Aber die Pflege?« wandte der Arzt ein.

Emma besann sich. Da wollte es der Zufall, dass sich Frau Bankier Weber in diesem Augenblick anmelden ließ, um sich nach dem Befinden des jungen Mannes zu erkundigen. Kaum hatte diese von der Sachlage gehört, als sie erklärte: Kranke zu pflegen sei von jeher ihre Lieblingspassion gewesen, sie werde, wenn man es ihr erlaube, hier bleiben, hier Wohnung nehmen und mit Freuden die Wartung des Hilflosen übernehmen. In der Tat entwickelte die hübsche Frau eine leidenschaftliche Sorgfalt, eine Aufopferungsfähigkeit, die selbst dem Arzt hohe Achtung abnötigte. Sie war unermüdlich, wachte und sprach zu, verrichtete jeden Dienst, selbst den widerwärtigsten, immer in derselben sanften Weise. Freilich lag etwas Affektiertes in der Art ihres einschmeichelnden Benehmens, etwas Katzenartiges, Weiches; man sah das Genusssüchtige, Lebenslustige ihres Charakters immer durch die ernsthafte Hülle durchschimmern, aber man sah gern über diese Schwäche weg, wenn sie ihr zartfühlendes Lächeln übertrieb, man überhörte den zitternden Ton ihrer allzu gefühlsseligen Stimme, denn die Unermüdlichkeit ihrer Hilfeleistungen ließ darauf schließen, dass es mehr als bloßes Mitleid war, was sie an das Krankenbett des Malers fesselte.

Paul, dessen Krankheit anfangs eine so gefährliche

Höhe erreicht, dass er kaum bemerkte, wer um ihn bemüht war, erkannte allmählich, als der schwere Nebel des Fiebers, der ihm alle Dinge zuhüllte, gewichen war, mit welcher Hingabe er von diesem üppigschönen Weibe gepflegt wurde. Je klarer es in seinem Innern wurde, desto mehr schloss er sich, wie ein gekränktes Kind, an seine Wärterin an, aber desto heftiger ward die Abneigung, die er gegen jene andere empfand, deren Namen er nicht gern aussprach. Seine Empfindungen ihr gegenüber waren gänzlich umgewandelt. Nicht, dass sie seine Eigenliebe gekränkt, beleidigte ihn; der Betrug, den man gegen ihn, gegen sein Seelenleben ins Werk gesetzt, empörte ihn; bitterer Hass, Verachtung stieg in ihm empor, wenn er an sie dachte, ja mit Befremden fühlte er, dass er fast einen Ekel vor ihrer ganzen Erscheinung empfand. Denn sie, die er vorher vergötterte, war ihm herabgesunken zur schlaun, herzlosen Intrigantin, zur genussüchtigen, geldgierigen Dirne, und er begann sich selbst zu verachten, da er sich von einer solch Niedrigen hatte umgarnen lassen.

»Wollen Sie Ihre Frau nicht einmal sehen?« frug ihn jetzt Frau Weber.

Er sah hastig auf.

»Meine Frau?« sagte er mit verächtlichem Lachen, »ist sie das noch?«

»Sie bat mich so dringend,« fuhr sie verlegen fort.

»Sie bat —?« fiel Paul ein.

»Ja, sie wollte nur einmal sehen, wie —«

Frau Weber brach ab, da sie des jungen Mannes nervöse Unruhe bemerkte, es schien fast, als seien ihm die Tränen nah, so verzerrten sich seine Gesichtszüge.

Sie sprach rasch von andern Dingen, dem Wetter, der Kunst und eilte dann zu Emma, die in den unteren Zimmern auf sie wartete. Frau Weber war halb und halb in das ganze Zerwürfnis eingeweiht worden; Paul konnte in seiner hingebenden Weise nicht leicht etwas verschweigen, wenn es sein ganzes Inneres in Erregung versetzte. Und die schöne Frau war gutmütig genug, trotz ihrer Leidenschaft zu dem Kranken, die Vermittlerin zwischen den beiden Gatten zu spielen. Manchmal freilich empfand sie eine grausame Lust daran, Emma zu quälen, ihr das Unrecht, das sie begangen, vorzuhalten. Sie fand Emma auf dem Diwan ausgestreckt liegen, die eine Hand hielt sie unter dem Kopf, die andere griff in ein zusammengefaltetes Buch. Frau Weber bemerkte, dass in diesem Heft eine Bleifeder lag und, als nun Emma, durch die Schritte der Eintretenden emporgeschreckt, dies Heft zu verbergen suchte, sagte die Bankiersfrau:

»Gewiss, Sie haben gedichtet — nicht wahr? Man weiß ja, dass Sie schriftstellerische Anlagen besitzen.«

Über Emmas Erscheinung lag eine auffallende

Müdigkeit gebreitet. Sie setzte sich ein wenig empor, sah ausdruckslos mit gebrochenen Augenlidern durch die Glastüre in den Park hinaus und frug dann, ob ihr Gatte denn noch immer —, sie fand das rechte Wort nicht und stammelte, ob er noch immer so hochgradig nervös sei. Elisabeth fühlte mit der mühsamen Art, mit der sie diese letzten Worte betonte, Mitleid; ihr Auge blickte so fragend, ihr früher so stolzes Benehmen war einer scheuen Ruhe gewichen.

»Er will noch niemand sehen,« sagte Elisabeth ausweichend.

Emma presste die Unterlippe fest auf die Oberlippe und sah starr vor sich hin.

»Gedulden Sie sich noch ein wenig, liebe Frau —,« tröstete jetzt Elisabeth, »gewiss, wenn der erste Sturm vorüber ist, — gewiss, er ist so kindlich, gutmütig, er wird sich wieder mit Ihnen aussöhnen.«

Elisabeth fühlte aufrichtiges Mitleid mit der bekümmert Daliegenden, dennoch mischte sich ein wenig Schadenfreude und Eitelkeit in dies Mitleid und schließlich gewann die Schadenfreude so sehr die Oberhand, dass sich ein feines ironisches Lächeln in ihren anfangs schmerzlichen Zügen Bahn brach.

»Er wird mir nie vergeben,« kam es nun leise über die Lippen Emmas. —

»Meinen Sie wirklich?« frug Elisabeth neugierig.

»Nie——.«

»Nun, die Zeit tut viel.«

»Hier nicht, ich fürchte — o ich fürchte —!«

Nun änderte die Bankiersfrau ihr Zureden und leise vom Dämon der Eifersucht gekitzelt, konnte sie nicht länger dem Reiz widerstehen, durchfühlen zu lassen, dass sie als Krankenpflegerin entschieden die Begünstigte sei.

»Allerdings —« warf sie zweideutig hin und zuckte die Achseln, »allerdings — hier —«

»Sie glauben also auch — ?« frug Emma kaum hörbar, scheu zu der Pflegerin des Gatten aufblickend.

»Wenn ich ihn so beobachte,« fuhr Elisabeth fort, »ich weiß in der Tat nicht, ob er jemals — aber verlieren Sie den Mut nicht, meine Liebe — freilich, freilich —!«

»Sie glauben, er werde mir nie mehr vergeben —?« frug Emma mit rauer, zitternder Stimme.

»O, regen Sie sich nicht auf,« erwiderte die andere scheinbar gutmütig, als sie bemerkte, wie ihre Freundin erbleichend das Buch, das sie in Händen hielt, zu Boden fallen ließ.

»Sie irren sich,« entgegnete Frau Steinacher, durch diesen gutmütig sein sollenden Ton gereizt, »Sie können sich irren —.«

»Wenn ich mich irre, umso besser,« erwiderte die andere, »aber bitte, regen Sie sich nicht auf; das schadet Ihnen —.«

»Ich sage Ihnen, Sie irren sich!« rief nun Emma leidenschaftlich, »er wird mich lieben, ich weiß, dass er mich stark, tief liebte, und solch eine Liebe kann sich nicht plötzlich in Hass verwandeln. Wenn er nur erst gesund ist, und ich ihn um Verzeihung bitte — o — dann verzeiht er mir!«

»Wenn Sie das wissen, ist es ja sehr gut,« sagte Elisabeth kühl, die Hand vor den gähnenden Mund drückend.

Emma brach ab, sah mit flammenden Augen um sich, stand auf und schritt an die Glastüre.

Nach einiger Zeit, während welcher Elisabeth mit verdutztem Unschuld heuchelndem Gesichte dasaß, wandte Emma ihr Gesicht wieder der Freundin zu.

»Ich bin Ihnen viel Dank schuldig,« sagte sie ruhig, »verzeihen Sie mir meine Herbheit! Ihre treue Wartung des Kranken verdient die höchste Anerkennung.«

Darauf schritt sie auf die Pflegerin ihres Gatten zu, fasste deren Hand und umarmte sie. Ihre Dankbarkeit kam aus dem Herzen und ging zu Herzen. Elisabeths eifersüchtige Regungen schmolzen allmählich, und als nun Emma, fast dem Weinen nahe, darüber klagte, dass

sie die Pflege ihres Mannes Fremden überlassen müsse, erwiderte die kleine Bankiersfrau gerührt, sie wolle in Paul dringen, er werde es doch mit der Zeit zugeben, dass seine eigene Frau ihn besuche; auch hoffe sie, den Maler betreffs seiner Abreise umzustimmen. In der Tat schien die leicht Bewegliche nun wieder umgestimmt, die verschiedenen Seelenregungen schlugen nicht sehr tief Wurzel in ihrem Innern.

Emma verlor keinen Augenblick hindurch ihre ruhige Überlegung, der Schmerz riss sie nicht zur Unbesonnenheit hin; sie klagte sich zwar an, sie sprach auch einmal von ihrer Reue und es gewährte ein seltsames Schauspiel, die Charakterfeste mit ihrer inneren Ratlosigkeit ringen zu sehen; stets bewahrte sie jedoch äußerlich ihre Würde in solchem Grade, dass man sie fast für herzlos hätte halten können.

Erst als Frau Weber gegangen war, überließ sich Emma ihren Empfindungen, doch machten sich dieselben nicht etwa in Ausrufen oder heftigen Bewegungen Luft, ja sie traten selbst im Innern der Frau nicht stürmisch auf. Es lag auf ihren Zügen wie eine schwere Müdigkeit, sie schien ganz in sich versunken, bewegungslos saß sie auf dem Diwan und hob nur zuweilen die Hand an die Stirne.

»Wenn es mir nur nicht geht, wie der Mutter,« dachte sie manchmal, als sich die Gedanken in ihrem Kopf auf wahrhaft beängstigende Weise drängten und sich

gegenseitig, sozusagen auf die Zehen traten. Das Schuldbewusstsein war in ihr zu einer so unerträglichen Höhe angewachsen, dass es sie zuweilen überfiel wie ein Seelenkrampf und sie sich sagte: könnte Paul in dein verwüstetes Innere blicken, gewiss, er würde dir verzeihen aus Mitleid, denn er würde nicht haben wollen, dass dich die Reue über das Geschehene bis zur Krankheit, bis zum Wahnsinn treibt. Ja zum Wahnsinn; es war ihr zu Mut, als habe sie einen Mord begangen. Und hatte sie nicht?

Ihre Phantasie begann sich Bilder auszumalen; sie fühlte, dass der Keim zu einer fixen Idee sich in ihr zu bilden begann: es setzte sich etwas Unbestimmtes in ihrem Kopfe fest, sie fühlte jetzt den Trieb, hell aufzulachen, indes ihr doch der Schmerz die Kehle zuschnürte. Selbst ihre angeborene Gabe, das Leben von höheren, philosophischen Gesichtspunkten aus aufzufassen, half gegen dies lästige, niederdrückende Gefühl wenig oder gar nichts, im Gegenteil, diese Gabe hielt ihr das Unwürdige, Unweibliche ihrer Handlungsweise nur mit desto quälenderer Deutlichkeit vor. Nun hatte sie Paul drei Wochen lang nicht gesehen und sie gestand sich, es zog sie eine verzehrende Sehnsucht zu ihm hin, den sie bisher so hochmütig behandelt und vor dem sie sich nun so gern gedemütigt hätte; es war ihr, als könne sie nicht ohne ihn leben, und doch trug sie das beschämende Bewusstsein in sich, dass

er sie nicht einmal sehen wollte, dass sie ihm verhasst war. Und sie durfte ihm nicht einmal mehr zürnen; sie fühlte: was sie getan, durfte ein Mann nicht verzeihen; je feiner die Gemütsart dieses Mannes war, desto weniger konnte er die Art, wie sie in seinen Besitz gelangt war, billigen.

Nur zwei Mittel gab es vielleicht noch, das Herz des Getäuschten zu besänftigen: wenn sich dies beleidigte Herz davon überzeugen ließ, dass sie der Mutter zulieb so handeln musste, wie sie gehandelt, und dass seit einiger Zeit in dem Busen der Reumütigen das Gefühl eingekehrt war, welches der Betrogene früher gesucht und nicht gefunden hatte.

Aber würde Paul an diese Liebe glauben? Und wie ihm deutlich machen, dass sie ihn nun lieben gelernt? Ja sie gestand sich: sie war zu stolz dazu, ihn merken zu lassen, dass sie ihn liebe; sie gestand sich, dass nur außerordentliche Ereignisse sie dazu bewegen könnten, ihm mit klaren Worten ihre innere Umwandlung zu enthüllen, und doch erlag sie fast dem verzehrenden Bewusstsein, von ihm falsch verstanden zu werden, und doch saugte das Zurückdämmen einer plötzlich erwachten Leidenschaft an ihrem Herzblut.

Als es allmählich zu dunkeln anfang, eilte sie ohne eine Kopfbedeckung in den Park, schritt nach dem Walde zu, blieb dann aber vor einem Fenster des Hauses stehen,

durch dessen blauen Vorhang das Nachtlicht gedämpft glomm. Hier oben, wusste sie, lag nun Paul, und es kam ihr auf einmal ganz kindisch vor, dass sie, die philosophisch gebildete, denkende Frau, zu diesem Fenster empor sah, wie ein schmachtender Jüngling, der vor der Kammer seiner Angebeteten Tränen vergießt; es war ihr, als sollte sie ihre Leidenschaft verachten, als sei dieselbe einer großdenkenden Seele unwürdig. Und doch konnte sie sich nicht über diese Kleinlichkeit erheben. Sie errötete vor sich selbst, als sie wahrnahm, dass eigentlich die Sinne die versteckten Triebfedern dieser Leidenschaft waren; ihr scharfer Verstand sagte ihr das, ihr fein entwickelter, durch das Studium von Kunstwerken erhöhter Schönheitssinn malte ihr die Gestalt des Gatten mit idealen Farben. Pauls edelgeformte Hand, sein Mund, seine Gesichtsform, auf die sie noch vor wenigen Wochen gar nicht geachtet, tauchten Sehnsucht erweckend in ihrer Phantasie auf, übten eine bestrickende Wirkung sogar auf ihr Gemüt aus. Was hätte sie darum gegeben, wenn diese Hand in ihrer Hand, dieser Mund auf ihrem Mund geruht —! Es überschauerte sie, wenn sie hieran dachte, und doch schämte sie sich, dass sie hieran denken musste. Ihr durch Eindrücke der Kunst und Wissenschaft geadeltes Innere bebte vor allem Unweiblichen, die Sinne Beschäftigenden zurück. Als sie länger zu dem Fenster hinaufblickte, konnte sie dem Drang nicht widerstehen, sie musste ihn sehen; ihre ganze, von Bildung gezügelte

dämonische Natur war in ihr erwacht. Leise schlich sie sich die Treppe hinauf; Elisabeth war im Augenblick abwesend; die Tür zu Pauls Schlafgemach stand offen. Dort sah sie ihn liegen auf dem Bett; von der Lampe, die auf dem Nachttische brannte, milde beleuchtet, hob sich sein edelgeformtes Antlitz weiß aus den Kissen. Sie sah, dass er schlief; die tiefen Schatten, die sich um sein geschlossenes Lid lagerten, der schmerzliche Zug, der ihm die Mundwinkel herabzog, erfüllten sie mit Ehrfurcht; eigentümlich berührten sie die krankhaften, gelbblauen Schatten, die sein schwarzes Haar auf die elfenbeinweiße Stirne warf.

Leise schlich sie sich heran, setzte sich auf den neben dem Bett stehenden Stuhl und belauschte atemlos die Atemzüge des Schlummernden, während ihr tiefes Mitleid mit dem Hilflosen, das Gefühl, dass sie die Ursache seiner Leiden war, ihr Auge befeuchtete. Und wenn du ihn nun wirklich getötet? Sie verscheuchte diesen Gedanken und konnte sich, von verzehrender Sehnsucht erfasst, nicht enthalten, ihr Gesicht auf das des Kranken herabzuneigen. Vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben schwellte ein hingebendes, fast mütterliches Gefühl ihren Busen; es war ihr, als müsse ihre Reue von dem Schläfer, ohne ihr Zutun, instinktiv empfunden werden, sobald sich ihr Odem mit dem seinen mischte; es war ihr, als müsse er im Traume ahnen, welche Veränderung in ihr Platz gegriffen. Ein etwas heftigerer

Atemzug des Schlummernden scheuchte sie jedoch in die Höhe, aber es war zu spät, Paul hatte im Halbschlaf die Augen müde geöffnet, beider Blicke begegneten sich.

Emma fuhr tief erblassend zurück, Paul schnellte in den Kissen empor und, während sich seine Frau, zitternd, den feuchten Blick zu Boden schlagend, vom Stuhl erhob, starrte er sie finster, fast drohend, an.

Er sagte nichts, er wollte durch eine barsch abweisende Gebärde nach der Türe hin andeuten, sie solle gehen; als sie jedoch in diesem Augenblick die von Tränen verschleierten Augen langsam, wie flehend, unterwürfig zu ihm aufschlug, begnügte er sich damit, sich nach der Wand zu von ihr wegzuwenden.

Er sah noch, wie sie beschämt, mit gesenktem Haupte aus dem Zimmer schritt; dann lag er mit dem Gesicht nach der Wand.

* * *

IX. Kapitel

Da Paul sich allmählich im Lauf mehrerer Wochen vollständig erholt hatte, wollte er seine Abreise nicht länger verschieben, zumal, da ihn Frau Weber eingeladen, den Gartensaal ihrer nicht weit von der Stadt gelegenen Villa auszumalen. Der Herbst hatte bereits große Zerstörungsfortschritte im Park gemacht; die Bäume wurden immer gelber, der Wind wehte kühl ins Zimmer und Paul, dem die gewichene Krankheit immer noch in den Nerven lag, versank zeitweise in ein dumpfes Brüten, das ihm alle Sinne umschleierte. Im Ganzen hatte das Durchlebte seinem Charakter eine männliche Kraft verliehen, die jedoch bei seiner allem Reflektierenden abholden Natur kaum bis zur Verbitterung anwuchs, nur selten, dass er aus dem, was ihm widerfahren, Schlüsse zog, um sie auf das Leben anzuwenden. Als er sich zur Abreise fertigmachte und bereits unten am Tore den Wagen halten sah, der ihn nach jener Villa bringen sollte, überfiel ihn freilich eine seltsame lebensmüde Stimmung. Es war ihm denn doch, als sollte er, ehe er auf lange Zeit, vielleicht auf immer von hier wegging, noch einmal von seiner Frau Abschied nehmen, sei es auch nur mit ein paar trocknen Worten, die vielleicht einen bitteren Stachel betreffs des Geschehenen in ihrem Herzen zurückzulassen vermöchten.

Freilich schnürte ihm Unmut das Herz zusammen. Doch durchbrach diesen Trotz zuweilen eine Regung flüchtigen Mitleids, wenn er bedachte, dass sie ihr Unrecht wohl bereute. Unrecht? Sah er, was sie getan, denn mit milderem Blicken an? Ein Verbrechen hatte sie an ihm, an seiner Mannesehre begangen. Doch, gab es keine Entschuldigungsgründe? Vielleicht doch! Und dass sie bereute, schien ihm, nachdem er sie an seinem Bette weinen gesehen, wahrscheinlich. Doch was konnte ihm ihre Reue nützen? Hastig schritt er aus die Türe zu, deren Metallgriff er fasste, sie zu öffnen und zu Emma hinabzugehen, trotz allem Vorgefallenen sie noch einmal zu sehen. ›Nein! Sie hat mich zu tief verletzt,‹ rief eine Stimme seines Inneren; das Blut stieg ihm in die Wangen, wenn er sich ausmalte, welches Spiel dies kluge, schöne Weib mit ihm getrieben.

Wie kläglich-kindisch und schüchtern-schulbubenhaft stand er vor seiner eignen Phantasie da, wenn er sich jene Szenen im Geist zurückrief, da er um ihre höchste Gunst schamhaft geworden. Auf Welch' raffinierte Weise sie ihn demütigte —, wie sie seinen Wünschen so klug auswich, sie schürte und ihnen dann wieder Kälte entgegensetzte. Und welchen Wert besaß er in ihren Augen, war er ihr doch nur ein lästiges Mittel zum Zweck gewesen, die Angel, die man nach dem Goldfisch auswirft, und die man nach dem Gebrauch wegwirft. Nein, er wollte sie nie mehr sehen, oder noch besser, er wollte ihr Gleiches mit

Gleichem vergelten. Und wenn sie bereute, wollte er ihr nicht verzeihen und wenn sie fußfällig darum bitten sollte, ja selbst, wenn sie ihm jetzt ihr Herz schenken würde, wollte er es ihr hohnlachend vor die Füße werfen.

Als er jetzt durch die Türe auf den Hausgang schritt, dachte er daran, dass sie ihm unterwegs begegnen könnte; er eilte noch einmal zurück, warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel und freute sich, dass er in dem eleganten, schwarzen Anzug einen imponierenden Eindruck machen musste. Das kleine Bärtchen auf seiner Oberlippe hatte sich stattlich entwickelt; sein Gesichtsausdruck erinnerte in dem idealen Schwung der Linien, dem lebhaften Blick an denjenigen des unglücklichen Königs Ludwig II. von Bayern. Obgleich er sonsthin in Bezug auf Kleidung die Nachlässigkeit in Person war, zupfte er jetzt an seiner Krawatte und legte sogar die ihm verhassten gelben Handschuhe an.

Dann ging er festen Schrittes, das sichere Benehmen eines Weltmannes annehmend, manchmal ein wenig hüstelnd, die Treppe hinab und sah sich scheu um, der Scheuheit seines Blickes einen gekünstelten Trotz abzwingend.

Seine Vermutung bestätigte sich; als er durch das Vorzimmer ging, rauschte die schwere Samtportiere und Emma, die aus derselben hervortrat, tat, als ob sie aus Versehen hier erschienen sei und nun umkehren wolle.

Sie neigte den Kopf zur Seite, so dass sich das delikate geschnittene, bleiche Profil von dem Purpur der Portiere aufs Pikanteste abhob; es lag ein melancholischer, fast tragischer Hauch über dieser Stirne, über diesen leise zitternden Lippen, die den Schmerz hinabzuschlucken schienen, ein Hauch von seelenvoller Schwermut, der seltsamer Weise im Busen Pauls eine gewisse Fröhlichkeit hervorrief. Er grüßte vornehm und wollte vorübergehen, unwillkürlich blieb aber sein Auge länger an ihrer eleganten, vom einfachen grünen Seidenkleid umspannten Gestalt haften, als es eigentlich beabsichtigte. Sie kam ihm in diesem Kleid unheimlich-fast märchenhaft beängstigend wie eine schaumumglänzte Seenixe vor und er musste sich gestehen, als sie nun das Profil noch schmerzhafter, schuldbewusster herabbeugte und mit der wundervoll geformten, vornehm-schlanken Hand eine Falte der Portiere fast über ihre Züge zog, er musste sich im verwundeten Herzen gestehen: sie war schön! von bestrickender, königlicher Schönheit. Selbst ihre Bewegungen, die früher ein wenig allzu frei anmuteten, waren ästhetisch schön geworden, atmeten eine pikante, geistreiche Schwermut.

»Ich gehe,« sagte er mit rauher Stimme, »leben Sie wohl.«

»Paul,« stammelte sie mit ihrem Anflug von Dialekt,

»und du verzeihst mir nie?«

»Nie?« gab er mit bitterer Betonung zurück, »das ist lange. Jetzt gewiss noch nicht.«

»So bin ich dir verhasst?« frug sie, immer von ihm abgewendet.

»Hm!« stieß er achselzuckend hervor.

»Du liebtest mich einst,« hauchte sie errötend, und dies tiefbeklommene, schmerzliche Erröten machte auf Paul, der sie immer nur stolz gesehen, einen auf die Sinne wirkenden Eindruck.

»Mag sein,« warf er mit gekünstelter Gleichgültigkeit hin, »du selbst bist schuld daran, wenn das nun nicht mehr der Fall ist.«

Es entstand eine Pause. Er wollte rasch die Tür öffnen, um sich der Einwirkung ihrer Worte, ihrer vornehm-sinnlichen Gestalt zu entziehen, denn er fühlte, wie seine Phantasie ihn hier zu einer unverzeihlichen Schwäche verleitete; es begann, je länger er ihre von der Seite eng umstraffte Taille, ihr Profil, ihren runden Arm betrachtete, eine bestrickende Glut in ihm emporzusteigen, die ihn fast daran verhinderte, sich die Kränkung ins Gedächtnis zu rufen, die er durch dies Weib erfahren. Sie schien das mit weiblichem Instinkt zu ahnen, denn plötzlich lispelte sie ganz unvermittelt, den Kopf auf die Brust gepresst:

»Paul, bleibe hier.«

Er sah sie einen Augenblick hindurch fast erschrocken an.

»Was verlangst du!« stieß er barsch hervor und wandte sich zum Gehen.

Die Tränen brannten ihr in den Augen und verschönerten ihr erglühendes Gesicht; dennoch blieb er unerbittlich; die Beschämung, die er durch sie erlitten, brachte es mit sich, dass er noch kein wärmeres Gefühl für sie fassen konnte trotz aller Bewunderung ihrer Reize, dass zwischen ihm und ihr noch eine jedes tiefere gegenseitige Verhältnis abhaltende Scheidewand ragte.

»Bleibe hier,« hauchte sie noch einmal mit zerfließender tonloser Stimme, und dann fühlte Paul, wie ein leidenschaftlicher Schmerz in ihr zum Durchbruch kam. Sie verzerrte ihr Gesicht fast bis zur Unschönheit, ihr Busen hob sich gewaltsam, ihr Seelenjammer machte sich mit der Gewalt einer Naturerscheinung Luft. Paul bebte. Sie schlug jetzt beide Hände vor das Gesicht und sank einmal laut aufstöhnend in den Sessel, der neben der Türe stand.

»Ich weiß ja, dass ich gefehlt,« knirschte sie mit fast verzweiflungsvoller Stimme in sich hinein, »aber dennoch tue mir das nicht, verstoße mich nicht.«

Paul bemerkte mit Verwunderung, dass ihm dieser

dämonische Gefühlsausbruch Emmas, ob er ihn gleich erschreckte, eigentlich keineswegs wärmere Empfindungen einflößte. Er bemitleidete die Reumütige sogar, aber es hielt ihn noch immer eine gewisse Scheu von ihr zurück, sein so schnöde gedemütigter Mannesstolz bäumte sich dagegen auf, mit ihr, die ihn zum Kinde herabgewürdigt, Frieden zu schließen. Er fühlte, dass er hier stark bleiben musste, wollte er seine Rechte wahren, dass er ihr seine ganze Männlichkeit entgegensetzen wusste, um nicht abermals einer Demütigung ausgesetzt zu sein.

»Ich hasse dich nicht,« sagte er endlich, als sie noch immer still, die Hände vor dem Gesicht, dasaß, »wir wollen Freunde bleiben, mehr kann ich beim besten Willen dir jetzt nicht sagen. Eine solche Wunde vernarbt langsam, vielleicht nie.«

Er setzte noch einiges hinzu, alles in einem ruhigen, lehrhaften, fast trocknen Ton. Dies kühle Benehmen gab Emma allmählich ihre Fassung zurück.

Sie unterbrach ihn, stand auf und zeigte ihm, indem sie auf die Portiere zuschritt, auf einmal ein so gleichmütiges, fast trotziges Gesicht, dass er denn doch anfang, sein kaltes Benehmen ein wenig zu bereuen.

»Du tust wohl daran, zu gehen,« sagte sie, den Kopf in den Nacken zurückgebogen, die Augen halb geschlossen, einen stolzen Schmerzausdruck auf den erblassten Zügen.

»Lebewohl.«

Er sah sie ratlos an und wollte erwidern; sie bemerkte dies und blieb stehen; als er schwieg, sagte sie noch mit tränenerstickter Stimme:

»Ich habe aufrichtig bereut, mehr kann ich nicht tun; lebe wohl.«

Dann verschwand sie hinter der Portiere.

Langsam wandte er sich der Türe zu. Wie gut ihm dieser stolze Schmerz gefiel, diese vornehme Resignation. Er sah die Portieren zufallen, lauschte ihren sich entfernenden Schritten und dachte daran, sie zurückzurufen oder ihr zu folgen. Abneigung und Zuneigung engten ihm zu gleicher Zeit die Brust er hätte sie küssen und zugleich beleidigen mögen und dieser Frost, der mit der innigsten Glut um die Herrschaft stritt, zerrüttete sein Gemüt derart, dass er sich innerlich erkrankt fühlte und dass er schließlich wünschte, sich selbst entfliehen zu können.

Noch immer, als er bereits im Wagen saß, stand ihr Gesichtsausdruck vor seiner Phantasie und zerquälte er sich mit der Frage, ob er vielleicht zu schroff gewesen.

Hinter den Jalousien sah ein tränenüberströmtes Auge dem abfahrenden Wagen nach, er aber wusste nichts davon.

X. Kapitel

Frau Bankier Weber hatte mit glühender Ungeduld auf Pauls Ankunft gewartet und, als er eingetroffen, stellte sie ihn sogleich ihrem Manne vor.

Herr Weber, der um Jahre älter war als seine Frau, empfing den Maler, wie es einem reichen Manne geziemt; doch merkte Paul sehr bald, dass der alte Herr sich nicht durch hohe Geistesgaben auszeichnete, und dass ihm vorher durch seine Frau mühsam allerlei Floskeln über Kunst und Wissenschaft beigebracht worden waren, die er dann pflichtschuldigst fallen ließ, wie einer, der auf der Flucht begriffen, sich allmählich allen lästigen Gepäcks entledigt. Im Lauf des Gesprächs zeigte der dicke, mit ungewöhnlich breiten Kinnladen gesegnete Herr zuweilen kleine, unangenehme Angewohnheiten, die ihm Frau Weber jedes Mal mittelst Stirnrunzeln, ja mittelst Ausrufen, verwies, so dass hierdurch die ganze Unterredung für den fein empfindenden Paul allmählich einen recht peinlichen Charakter annahm. In anderer Stimmung würde er vielleicht darüber gelacht haben, wenn er bemerkte, wie der einfältig lächelnde Gemahl rasch die Hand von der breiten Nase zog, an der er sich gekratzt, sobald ihm die hübsche Frau einen entrüsteten Blick zuwarf, oder wie er verschämt aus den Backen, die er eben erst froschartig

aufgeblasen, die eingesogene Luft entleerte, wenn Frau Weber ein strenges: »aber Karl!« hören ließ. In seiner jetzigen Gemütsverfassung berührte ihn die Beaufsichtigung des armen Schwachkopfs nur unangenehm, und er war sehr froh, als der Unselige, durch einen sichtlich empörten Blick seiner Frau aufmerksam gemacht, mit Entsetzen gewahrte, dass er in seiner Toilette sich hatte einen unverzeihlichen Fehler zuschulden kommen lassen. Dieser nicht zugeknöpfte Knopf zwang ihn, sogleich das Zimmer zu verlassen.

Frau Weber wandte sich mit feuchten Augen zu Paul:

»Sie glauben nicht, was ich mit ihm ausstehe,« sagte sie, »ich musste ihn geradezu erziehen.«

Und Paul hatte trotz seiner ernsthaften Stimmung Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, da ihn nach der Ausweisung des Gatten der sentimentale Blick der kleinen Frau streifte. Nun erst, da ihn diese Szene ein wenig aus seiner schwermütigen Versunkenheit gerissen, bemerkte der Maler, wie geschmackvoll, um nicht zu sagen verführerisch, sich Elisabeth gekleidet.

Auch fiel ihm ihre Erregtheit auf, die Blässe ihres Gesichts, die sich zuweilen ohne jede Veranlassung in helle Röte verwandelte. Was er schon oft getan, tat er jetzt, da er sich wieder als Herr seiner selbst fühlte, mit aufrichtiger Innigkeit noch einmal, er dankte seiner Pflegerin in warmen Worten für ihre treue Sorgfalt,

welchen Dank Frau Elisabeth mit glücklichem Lächeln einsog und wofür sie ihn mit einem vielsagenden, seelenvollen Blick belohnte.

»Sie glauben es nicht,« sagte sie, »aber es waren die glücklichsten Stunden meines Lebens, die ich an Ihrem Krankenlager verbrachte.«

Paul wurde nachdenklich; diese Worte beschämten ihn fast und es stieg jetzt erst die Ahnung in ihm empor, dass dies Weib ihm mit zärtlicheren Empfindungen entgegenkomme, als erlaubt war. Sie lächelte zu ihm empor und dies ein wenig affektierte und doch innige Lächeln verglich Paul unwillkürlich mit Emmas ernster Vornehmheit. Er kam zu keinem Resultat, wem von beiden er den Preis zuerkennen solle, doch fühlte er der mehr üppigen als schönen Elisabeth gegenüber wahrhafte Dankbarkeit, schwesterliche Zuneigung.

Der Bankier besaß eine kleine Gemäldesammlung, die zu besichtigen Elisabeth nun den Maler aufforderte. Bald wandelten beide in dem geschmackvoll dekorierten, mit Oberlicht versehenen Saale umher und Elisabeth frug mit kindlich sein sollender Neugier den jungen Maler über allerlei Technisches der Malerei, wobei sie eine drollige Miene affektierte und sich absichtlich unverständiger stellte als sie war, um Pauls Redseligkeit zu wecken. Dieser, dem nun freilich die gekünstelte Naivität der Frau keineswegs gefiel, gab sich doch, da er wieder in seinen

stumpfen Trübsinn zu verfallen drohte, ihrem spielenden Wesen ohne Arg hin.

Es war ihm seltsam gedämpft zu Mut, ganz als lebe er in einem Traum, aus dem ihn die geringste Bewegung, das leiseste Wort aufschrecken könne. Die Abendsonne spielte, in einem langen Streifen durch das Oberlicht fallend, mit den Staubteilchen und vergoldete die Rahmen der Bilder: rings in den Sälen herrschte die weihevollste Stille, nur zuweilen unterbrochen von einem fern herüberhallenden Hämmern.

Die Worte, welche die beiden wechselten, riefen träumerisch die Echos der Räume wach, ihre Schritte hallten verloren von fernerer Wänden zurück; es schwebte eine eigentümliche Sonntagnachmittagsstimmung durch diese verlassenem Räume. Der Maler bemerkte, wie Elisabeth seinen Auseinandersetzungen mit leuchtenden Augen folgte, wie sie ihm immer Recht gab, und das Gefühl, auf diese glühende Art bewundert zu werden, reizte ein wenig seine Eitelkeit, er sprach mehr als er wollte und schüttelte gewaltsam das geistige Ermüdungsgefühl ab, das ihn noch immer beklemmte.

Als beide vor die Kopie einer Tizianischen Venus traten, bemerkte der junge Mann, wie Elisabeth, tief errötend, und nicht ohne Koketterie den Kopf wegwandte. Da sie stehenblieb, blieb auch er stehen, bis

sie, da das beiderseitige Schweigen peinlich zu werden drohte, sich langsam zu dem nächstfolgenden Bilde wandte.

Von jetzt ab sprachen beide überhaupt weniger, auch begann der junge Mann es allmählich überflüssig zu finden, die feinsten Bemerkungen über Zeichnung und Kolorit an ein Ohr zu verschwenden, das dieselben doch nur halb oder schief auffasste. Mehrere Äußerungen Elisabeths, die sie auf allerlei Ausstellungen Pauls getan, zeugten von einer so kindischen Unkenntnis und Verständnislosigkeit, dass der Maler sich seiner Redseligkeit zu schämen begann. Um abzulenken frug er, wann er mit seiner Arbeit beginnen könne.

»Wollen Sie sich nicht einmal,« entgegnete ihm Elisabeth, »das Gerüst ansehen? Wir haben es genau nach Ihren Angaben aufschlagen lassen, aber Sie müssen selbst nachsehen, ob man es, wie es für Ihre Zwecke tauglich, hergerichtet.«

Als man den Gartensaal, der am südlichen Ende des Parks lag, erreicht, prüfte Paul das Gerüst, an dem noch gearbeitet wurde. Ein flüchtiger Blick an die hochgewölbte Decke genügte ihm; er könne, wie er sehe, bald beginnen.

»Und hier oben unter der Decke wollen Sie malen,« rief Elisabeth, als sie die Höhe des Saales und das Balkenwerk, zu dessen oberster Bretterlage Leitern

emporführten, mit dem Auge gemessen.

Paul lachte.

»Es ist freilich ziemlich unbequem, stundenlang auf dem Rücken dicht unter der Decke zu liegen,« sagte er, »was tut man aber nicht, um seinen Leidenschaften zu frönen. Meine Leidenschaft ist's nun einmal, ein richtiges Deckengemälde zu vollenden.«

»Sie leiden doch nicht am Schwindel?« frug Elisabeth ängstlich.

»Gar nicht,« erklärte Paul, »auch ist hier keine Gefahr vorhanden, sehen Sie nur diese starken Balken —«

»Das ist mir ein schrecklicher Gedanke, Sie auf diesen schwankenden Brettern in solcher Höhe zu wissen,« sagte Elisabeth besorgt, »prüfen Sie doch vorher stets die Stricke, Klammern und Leitersprossen, ehe Sie sich droben niederlegen.«

Paul suchte sie zu beruhigen und nach kurzer Besichtigung verließen beide den Raum. Er bemerkte nicht, wer durch dies Gespräch aufmerksam gemacht, sich nun langsam nach ihm umwendete und ihm mit düsteren Blicken nachstarrte. Der Schreiner Heinrich, der Bräutigam Louisens war es, der, hinter einem Balken stehend, in seiner Arbeit innegehalten, sobald die Stimme Pauls sein Ohr berührt. Er murmelte etwas in den rötlichen Bart, schlug einmal mit dem Hammer durch die

Luft, starrte geistesabwesend vor sich nieder, warf dann einen scheuen, fast irren Blick über das Gerüst und riss fluchend den Nagel, den er eben einschlagen wollte, wieder aus dem Balken, einen neuen einzusetzen.

»Das trifft sich seltsam,« murmelte er hämisch und fügte dann, einen scheelen Blick nach der Tür werfend, durch die Paul gegangen, hinzu: »Dir wollen wir's eintränken.«

Darauf krepelte er die vorgefallenen Hemdärmel zurück und wandte sich zu seiner Arbeit, die er mit einer wahren Wut von neuem aufnahm.

Als es zu dunkeln begann, schickte er seine Arbeiter fort, tat auch, als eile es ihm ebenfalls, nach Hause zu kommen. Der Mond stand bereits fahl am dämmernden Himmel, als Louise ihn abzuholen kam.

»Sage doch,« begann sie, als beide sich auf den Heimweg begaben, »ist's wahr?«

»Was?«

»Malt der Herr Paul Steinacher hier im Saal?«

»Woher weißt du, dass der hier Arbeit hat?« frug Heinrich misstrauisch.

Die Dirne erzählte, sie habe es vermutet, da sie Paul eben im Gespräch mit Frau Weber gesehen.

»Denkst du noch immer an den Kerl?« fuhr Heinrich

auf, als sie unaufhörlich von Paul, seinem besseren Aussehen, seiner Krankheit, weiter erzählte.

»Warum soll ich nicht an ihn denken,« gab sie schnippisch zurück.

»Du willst ihm wohl auch hier Modell stehen — he?« knirschte er.

»Wenn er's will, warum nicht?« warf sie hin.

»So?«

»Kann sein!«

»Gut, ganz gut,« brummte er vor sich hin, indes sie ein Gelächter anstimmte und ihn bat, doch nicht eifersüchtig zu werden, sie stehe dem Steinacher gar nicht Modell.

»Glaub's, soll auch jetzt ein End' haben,« sagte er halb lachend, »glaub mir's, es soll ein End' nehmen.«

Dann schien er gute Lust zu haben, lustig zu werden, begann allerlei freche Lieder zu singen und schwieg endlich oder gab manchmal so verwirrte Antworten auf die Fragen des Mädchens, dass diese lachend meinte, ob er etwa zu reichlich dem Bieruhr-Kümmel zugesprochen. Nach einiger Zeit stummen Nebeneinanderwandeln, behauptete er plötzlich, er müsse sich erkältet haben, er friere, blieb stehen, untersuchte sein Handwerkszeug und entdeckte, dass er eine wichtige Feile in dem Gartensaal zurückgelassen. Er besann sich, ob er bleiben solle, fuhr sich in seltsamer Erregung durch die Stirnhaare, wollte

die Feile bis morgen liegen lassen, sprach dann von einer Arbeit, zu der er sie notwendig brauche und eilte darauf zurück, sie zu holen.

Das Mädchen, das am Gartenausgang auf ihn wartete, konnte bald, da er ungewöhnlich lang ausblieb, dem Trieb, ihm zu folgen, nicht widerstehen. Sie schritt den mondbeschienenen Kiespfad entlang, bis ihr inmitten der Taxushecken die hohen Fenster des im Rokokostil erbauten Saals entgegenschimmerten, in deren Scheiben das letzte Rot des Sonnenuntergangs mit dem ersten Strahl des Mondes um die Herrschaft rang. Der junge Schreiner, der indessen den Saal betreten, hatte, zwar klopfenden Herzens und mehrmals wie trunken taumelnd, aber ohne Verzug das Gerüst bestiegen. Statt jene Feile zu suchen, lockerte er an der obersten Bretterlage mit gewaltsamer Anstrengung eine Eisenklammer, bedachte sich dann, den Schweiß von der Stirne wischend, einen Augenblick und zog darauf eines der Bretter, über welches man notwendig schreiten musste, um unter die Decke zu gelangen, weit über die Balkenunterlage.

Als er, mit dem Fuße prüfend, auf das Brett trat, schlug es sofort um und er würde, wenn er sich nicht vorgesehen, unrettbar in die Tiefe auf den Steinboden des Saals gestürzt sein.

»Jetzt ist's gut,« murmelte er keuchend, »jetzt werd' ich Ruhe haben.«

Die Ruhe schien aber zu zögern, er betrachtete noch einige Zeit hindurch stirnrunzelnd sein Werk, legte das Brett dann wieder in die sichere Lage, die es vorher eingenommen, rückte es erst nach langem Bedenken wieder in die gefährliche Schwebelage und schien noch nicht recht einig mit sich selbst werden zu können. Endlich kletterte er herab. Als er wieder bei Louise ankam, fragte diese, was er denn auf dem Gerüste zu tun gehabt; er sähe ja ganz erhitzt aus und blicke wie ein Narr um sich.

»Du hast mich gesehen?« fragte er verwirrt.

»Nun ja.« sagte sie, »durchs Fenster.«

»Die Feile lag oben,« entgegnete er zögernd und es schien, als besänne er sich, ob er nicht wieder umkehren solle. »Ich wäre oben beinahe ausgeglitten, deshalb ist mir noch ganz heiß.«

Sie sagte nichts, betrachtete ihn aber zuweilen prüfend von der Seite.

* * *

Einige Wochen waren verstrichen. Paul musste den Beginn seiner Arbeit noch um einige Zeit verschieben, da er mit seinen Skizzen noch nicht ganz ins Reine

gekommen, auch noch nicht die nötigen Farben besaß; doch hoffte er morgen die Vorarbeiten an der Decke in Angriff zu nehmen. Der junge Maler saß heute Abend neben Elisabeth auf dem Sofa und legte ihr seine verschiedenen Skizzenbücher vor, deren Blätter er umwandte, indes sie, sich über seine Schulter beugend, herabsah, bald den Entwurf einer heiligen Familie, bald den einer ganz unheiligen Bacchantenszene bewundernd. auch pflichtschuldigst errötend, wenn das Blatt etwa unbekleidete Männergestalten zur Schau stellte. Herr Weber war in seinem Klub, im Hause herrschte tiefe Stille; die Lampe verbreitete ein, vom Schirm gedämpftes rosarotes Licht durch das behaglich ausgestattete Gemach; das noch auf dem Tisch stehende Teegeschirr duftete den pikanten, die Erinnerung weckenden Teegeruch aus. Elisabeth trug ein sehr bequemes Hauskleid, ein weites, dünnes Gewand, das ihre bisquitfarbigen Arme, ihren Hals bis zum Busen herab fast freiließ, und Paul, dessen Phantasie sich an der abweisenden Strenge Emmas nun einmal entzündet, konnte nicht anders, er musste, trotz seines Widerwillens, seinen Blicken Nahrung geben, musste dem süßschmerzlichen Triebe der Sinne wenigstens durch Schauen nachgeben, zumal, da Elisabeth alle Verführungskünste spielen ließ. Seine Gewissenhaftigkeit sträubte sich zwar dagegen, diesem doch weit unter ihm stehenden, schwachherzigen Weibe entgegenzukommen,

er vermied ihre Berührungen, wich dem Druck ihrer Arme, dem heißen Hauch ihres Atems aus; ja, er versuchte sogar zuweilen aufzustehen, um sich zu entfernen. Doch war er zu sehr Künstler, zu sehr von seiner Phantasie abhängig, um hier völlig Herr seiner selbst bleiben zu können. Und dann, sobald er an Emmas gleichmütige, erniedrigende Kälte dachte, stieg ein Trotzgefühl in ihm empor, das all seine Bedenken und guten Vorsätze zu Schanden machte. »Das ist die einzige Art, wie du dich an ihr rächen kannst,« sagte ihm sein Stolz; »sie hat es nicht besser verdient, als dass du das, was sie dir nicht bieten wollte, nun an dem Busen einer anderen suchst, sie soll sehen, dass du fähig bist, Liebe einzuflößen, dass du sie nicht nötig hast, um glücklich zu sein; du musst sie demütigen. Vielleicht, dass ihr alsdann erst klar wird, wen sie in dir verloren, vielleicht, dass sie sich dann deinen Wünschen, deiner Überlegenheit fügt.«

»Paul,« sagte nun die leichtfertige, aber gutmütige Frau Weber mit drolligem Ernst und stützte ihr kleines Haupt graziös auf den Arm, von welchem der Ärmel völlig herabsank, »denken Sie noch recht oft an Ihre Gattin?«

»Ich habe im Augenblick an sie gedacht,« erwiderte Paul schwermütig.

»Ei und in welcher Weise dachten Sie an Emma?« frug Elisabeth neugierig lächelnd, zu dem jungen Mann

aufblickend und mit dem Blatt des Skizzenbuchs spielend, um ihre schönen Finger ins richtige Licht zu setzen.

»Ich dachte, ich wollte mich an ihr rächen!« entgegnete Paul errötend.

»Sie Böser,« lächelte Elisabeth, nun auch errötend und sogar ein wenig zitternd, »in welcher Weise rächen?«

»Vielleicht dadurch, dass ich mich einer anderen zuwende,« entgegnete er, mit den Blicken ihre fingernde Hand verschlingend.

»Das ist ein guter Gedanke,« stieß sie hervor, den in träumerische Sinnlichkeit Versunkenen groß anblickend, »damit könnten Sie die Stolze, Emanzipierte strafen.«

»Ich sollte ihr wohl verzeihen,« sagte er, als ihn das Zittern der Frau peinlich berührte.

ES entstand hierauf eine Pause; Paul blätterte, trüb vor sich hin sinnend, im Skizzenbuch, sie betrachtete ihn mit feuchten, leuchtenden Blicken. Nach einiger Zeit begann Elisabeth von neuem:

»Wissen Sie,« sagte sie, »dass Sie mir eigentlich lieb sind wie ein Kind? Seit ich Sie hilflos, krank sah, habe ich gar keinen Respekt vor Ihnen. Ach, wie Sie so schön waren, während Sie krank darniederlagen — ja, lachen Sie nur. Es war so. Sehen Sie, hier auf der Wange —« sie deutete ihm, den verschwimmenden Blick auf ihn

gerichtet, zart auf die Wange — »sehen Sie, hier waren Sie so blass und das stand Ihnen so gut —«

Sie brach ab, betrachtete mit feucht werdenden Augen den erstaunt Lächelnden und neigte sich immer mehr zu ihm hin. Ihr schmachsender, tränenvoller Blick rührte ihn; es ward ihm zur Gewissheit, dass dies Weib ihn liebte, und er neigte sich ihr, ihre kleine Hand dankbar fassend, mit zärtlichem Blick entgegen. Da fühlte er sich plötzlich mit beiden Händen an der Wange ergriffen, gab dem sanften Zuge nach und hielt sie, ehe er sich dessen bewusst war, umschlungen. Erst als der Kopf des Weibes an seiner Brust lag, beengte ihn ein wehes Gefühl, er hätte aufspringen und ihr entfliehen mögen, deren Zärtlichkeit ihm auf einmal einen gewissen Widerwillen einflößte.

Seine feine, pflichttreue Natur fühlte sich von dieser unschönen Glut der Leichtfertigen verletzt; Emmas Bild stieg in ihm empor, er sah sie vor sich in jenem Augenblick, da sie Dr. Kahlers Liebesannäherungen abwies, er sah sie vor sich, als sie im Gefühl, ihres Gatten Liebe verloren zu haben, verzweiflungsvoll aufschluchzend auf den Stuhl sank, und berauscht von den Küssen Elisabeths, deren Glut sein allzu entzündliches Künstlergemüt nicht widerstehen konnte, empfand er ein nagendes Mitleid mit dem müden, resignierten Blick Emmas, den dieselbe beim Abschied

auf ihn gerichtet.

Er löste leise die Arme Elisabeths von seinen Schultern, stand auf und schritt durch die offene Glastüre, auf die dunkle Veranda hinaus. Vor ihm glänzte im matten Silberglanz des Mondes der Weiher, umgeben von den schwarzen, unheimlichen Gestalten der Bäume. Weiter hin dämmerte eine duftverschleierte Wiese; ein kleiner Tempel hob sein feucht schimmerndes Dach in die Nacht empor; die Blätter rauschten verschlafen im Wind, der zuweilen kühl an den Vorhängen der Veranda vorbeistreifte. Es lag ihm so seltsam schwer in den Gliedern, eine dumpfe Müdigkeit bedrückte ihn und doch pochte sein Herz so lebhaft; es war ihm, als müsse er einschlafen und doch hielt ihn eine Fieberhitze, die ihm in den Adern kochte, wach. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke. ›Wie, wenn dies Weib, das dich eben umschlungen, jene andere wäre, wenn du diese Mondnacht hier von der Veranda aus mit Emma genössest —? Wärest du nicht der Glückliche auf Erden? Und was hält dich ab, dies Glück zu genießen? Vielleicht liebt sie dich jetzt aufrichtig? Vielleicht bereut sie nicht nur, vielleicht entwuchs dieser Reue ein noch Edleres, Höheres? Aber habt ihr euch nicht jede Annäherung unmöglich gemacht? Habt ihr nicht die Brücken hinter euch abgebrochen? Nein! Du musst einsam bleiben; es ist besser, du darbst fern von ihr, als du leidest von neuem unter ihrem Hochmut.‹

Er senkte ermattet den Kopf; heiße Sehnsucht presste ihm das Herz zusammen, und als nun vom Zimmer her die Töne eines Mendelsohn'schen Lieds ohne Worte an sein Ohr schlugen, brannte es ihm in den Augen wie von Tränen. Er sah durch die Glastüre; Elisabeth saß am Klavier, in die rötliche Dämmerung des Lampenlichts getaucht, glitten ihre Finger über die Tasten. Plötzlich brach sie ab und schritt auf die Glastüre zu.

»Paul,« sagte sie, als sie vor ihm stand.

Er sah zu ihr auf.

»Du liebst Emma immer noch — ist es nicht so?« fuhr sie leise fort.

Er schämte sich: »ja!« zu sagen und schwieg.

»Du liebst eine, die dich -« sie wollte fortfahren, »die dich misshandelt,« schwieg aber und setzte dann verächtlich hinzu: »O, wie schwach ihr Männer seid.«

»Schwach?« frug er trotzig, im Gefühl, dass sie nicht Unrecht hatte.

»Wie kannst du ein Weib lieben, das dich nicht liebt,« hub sie von neuem an, »das ist grenzenlos schwach.«

»Woher weißt du, dass sie mich nicht liebt,« gab Paul stirnrunzelnd zurück.

»Ich weiß es,« stieß sie mit naiver Heftigkeit hervor, ihrer Eifersucht nachgebend, »ich weiß es! Ich habe sie

während deines Krankseins beobachtet.«

»Ich glaube, hier sprichst du nicht ganz die Wahrheit,« entgegnete er ruhig; »ich habe andere Beobachtungen angestellt. Ich habe Beweise —.«

Er hielt inne.

»Und wenn sie dich auch liebte,« erwiderte Elisabeth im Ton eines trotziges Kindes, »bedenke doch, wie sie an dir gehandelt —.« Sie brach ab, schwieg einige Zeit und sagte dann in ruhigem, schmerzlichem Ton: »Ob sie dich wohl so innig liebt, wie — eine andere?!«

Darauf kehrte sie ihm den Rücken und schritt zum Klavier zurück, wohin er ihr nach einigen Augenblicken langsam, wie schlaftrunken folgte. Als er hinter dem Klavierstuhl stand und, ohne zu wissen, was er wollte, wie traumverloren auf ihre über die Tasten gleitenden Hände herabsah, hielt sie in ihrem Spiel inne, zog aber die Hände nicht von den niedergedrückten Tasten weg.

»Paul,« sagte sie mit scheuer Stimme, ohne sich umzuwenden, »nicht wahr, ich bin nach allem, was ich tat und sprach, in deiner Achtung jetzt recht sehr gesunken?«

Da er nicht gleich zu antworten wusste, fuhr sie leidenschaftlicher fort: »Ich weiß es, ich bin kindisch, bin leichtsinnig, — aber wenn du alles wüsstest, würdest du mir wohl verzeihen, würdest du mir verzeihen, dass ich —.« Sie stockte und setzte dann zögernd hinzu: »dass ich

dich liebe.«

»Wenn ich alles wüsste —?« wiederholte er mechanisch, ohne sich zu regen, während sie sich zu ihm umwendete.

»Aber ich verlange ja auch keine Gegenliebe, Paul,« fuhr sie mit tränenden Augen fort, »ich will mich nur für irgendwen begeistern, mein Herz braucht ein Herz, das mit ihm fühlt — weiter nichts. Ach! Und mein Gatte! ... ich muss dir alles gestehen, damit du Nachsicht, vielleicht Mitleid mit mir hast. Sieh, wir waren unsrer sieben Kinder eines armen Konditors, der dem Trunk ergeben — —.«

Sie erzählte ihm nun mit leidenschaftlicher Hast ihre Lebensgeschichte, aus welcher Paul erfuhr, dass sie ihrer Familie das Opfer gebracht, den reichen Bankier zum Gatten zu nehmen. Diesen, der ihr so widerwärtig war, dass sie einst in seiner Gegenwart in Ohnmacht fiel, musste sie erziehen wie ein Kind, sie musste den Schwachsinnigen ankleiden, ihm das Stehen und Gehen beibringen, ihn rein halten, ihm die Zähne putzen, kurz, sie verlebte an seiner Seite ein Dasein, dessen Schmach und Jammer selbst durch allen Glanz des Reichtums nicht vergoldet werden konnte. Paul fühlte, dass es weiblicher von ihr gewesen, wenn sie ihre traurigen Lebensverhältnisse für sich behalten hätte; er fühlte, dass sie mit ihrer darbenden Seele ein wenig kokettierte, doch

flößte ihm die plötzlich erwachte, fast kindische Gier nach Genuss, die aus jedem Worte der Tiefentbehrenden bebte, ein Mitleid ein, wie man es mit einem Todkranken empfinden mag, der noch einmal seine Augen der untergehenden Sonne entgegen hebt.

An ihn klammerte sie sich, von ihm verlangte sie, jede Rücksicht beiseite sehend, Rettung, Labung in der Wüste ihres verkümmerten Lebens, und ihn hielt nur noch, als er sich jetzt teilnehmend über sie beugte, der Gedanke an Emma und eine brustbeengende Scheu davon ab, sich ihr ganz hinzugeben.— —— —

* * *

XI. Kapitel

Emma war gegen Morgen in einen leichten Halbschlaf verfallen, nachdem sie sich die Nacht hindurch teilweise mit Lesen, teilweise mit dem Aufzeichnen eigener Gedanken beschäftigt. Das Studium der Philosophen, das sie nun gründlicher betrieb, half ihr über vieles hinweg, in der eignen Produktion entdeckte ihre groß angelegte Natur eine Quelle der Zufriedenheit, die ihr selbst das Unerträgliche erträglich machte. Zugleich begann sie eifriger denn je Kunstgeschichte zu studieren, kaufte viele Kopien großer Meister und vervollkommnete ihre Kenntnisse, die Schärfe ihres Urteils in kurzer Zeit derart, dass sie, wie sie fühlte, nun erst ihres Gatten Arbeitskraft zu würdigen und völlig zu verstehen vermochte.

Jetzt erst glaubte sie ihm ebenbürtig zu sein; wenn jemals wieder eine Versöhnung zwischen ihnen zustande kommen sollte, würde er im wahren Sinne eine geistige Mitarbeiterin an ihr finden. Ihr geistiger Hochmut hatte sich allmählich in eine ernste, würdige Bescheidenheit verwandelt, denn nun erst, nachdem sie mehrere Bilder Pauls studiert, lernte sie erkennen, wie das naive Kunsttalent dem abstrakten Denken immer überlegen bleibt. Jetzt wusste sie erst, welch' innere Tiefe, welch' hohe Gemütsbildung dazu gehört, Kunstwerke zu schaffen; und sie sah mit Ehrfurcht zu dieser stillen,

kindlichen Geistesgröße empor, sie schämte sich aufrichtig ihres früheren Genialitätsdünkels. Auf diesem Wege gelangte sie wenigstens dahin, ihre Seelenleiden, wenn sie dieselben auch nicht vernichten konnte, zu mildern, dieselben sich in Entfernung zu halten.

Sie saß angekleidet auf dem Sofa, den Kopf mit den geschlossenen Augen, dem halboffenen Mund, ein wenig auf die Seite geneigt; vor ihr auf dem Tisch beglänzte die Lampe Bücher, Blätter, Schreibgerätschaften. Die Türe, die nach dem Garten zuführte stand offen und ließ den kühlen Nachtwind ins Zimmer, der mit der Flamme der Lampe spielte. Über den Wipfeln des Parks dämmerte es bereits, als Emmas regelmäßige Atemzüge zu stocken und ihre geschlossenen Lider zu zucken begannen; sie seufzte und träumte, die Möbel um sie her würden lebendig. Plötzlich war es ihr, als rufe eine fremde Stimme ihren Namen; im Schlaf antwortete sie mit einem verdrossenen: »ja!«, hob ein wenig die Augenlider, und da es ihr vorkam, als stünde eine Gestalt vor ihr, öffnete sie die Augen völlig:

»Wer ist da,« rief sie ganz laut, erschrocken emporfahrend, als sie ein sehr einfach, fast ärmlich gekleidetes Weib aus dem Volk vor sich stehen sah. Die Lampe, die schon seit einer Stunde mit dem Erlöschen gekämpft, zuckte auf, rauchte immer stärker und erlosch, so dass jetzt der trübe, gelbfahle Herbstmorgen die

Gestalt jenes Weibs in ein gespenstisch-graues Licht hüllte und Emma die Züge desselben nicht erkennen ließ.

»Was wollen Sie hier, wer sind Sie?« sagte sie rau, aber ohne Erregung, denn die Seelenkämpfe der letzten Wochen hatten ihr eine gewisse, müde Gleichgültigkeit gegen äußere Eindrücke verliehen, ließen ihr alles, was sich nicht auf jene Kämpfe bezog, als unwesentlich erscheinen. Nichts vermochte sie in Erstaunen oder Schrecken zu setzen; wäre ein Mörder um diese Stunde in ihr Zimmer gedrungen, sie würde ihn wohl mit derselben Ruhe angeredet und zu ihm aufgeblickt haben.

»O, hören Sie mich, gnädige Frau,« stieß die Unbekannte, den verstörten Blick auf den Boden geheftet, heraus.

Emma, die Müdigkeit gewaltsam verscheuchend, betrachtete, als sie sich umwendete und die Dämmerung ihr Gesicht erhellte, die, wie es schien, hocherregte Eindringene genauer —: sie träumte nicht mehr — sie täuschte sich nicht — sie hatte diese Züge schon einmal erblickt. Louise stand vor ihr, jenes Modell, um das im Atelier Pauls einst der Kampf mit dem jungen Schreiner entbrannt war. Emma erhob sich; diese jetzt so verstörten, nicht unschönen Züge erweckten peinliche, fast eifersüchtige Erinnerungen in ihr. Sie wollte sich diesem Eindruck entziehen und schritt, eine heftig abweisende Handbewegung ausführend, nach der Türe.

»Wenn Sie Geld brauchen...« sagte sie zurückgewendet, doch die andere, die jetzt erst zu Worte zu kommen schien, unterbrach sie.

»Sie müssen mich hören,« rief sie und hielt sich mühsam am Tisch aufrecht, »sein Leben ist in Gefahr —.«

»Was? Wessen Leben?« sagte Emma, erschrocken aufhorchend.

»O, es ist schrecklich, schrecklich,« rief das Mädchen, statt aller Antwort die Hände vor das Gesicht drückend.

»Was ist schrecklich —? Sie träumen wohl!« stieß Emma tonlos hervor.

»Ich weiß nicht, was ich tue — hören Sie mich nur!« keuchte Louise, nach Fassung ringend, »ich lief hierher zu Ihnen, — es ist so, wie ich sagte, für so schlecht hätte ich ihn nie gehalten — er hat es mir gestanden — und wenn Sie nicht eilen, ist er verloren — !«

»Wer — verloren —?«

Emma trat näher, ihre Scheu überwindend und durch die Gebärden der Unglücklichen zum Mitleid bewegt.

»Ich verstehe Sie gar nicht, liebes Kind,« entgegnete sie freundlich, »sprechen Sie doch ruhig; wenn ich Ihnen helfen kann — recht gern — aber —!«

Louise brach in Tränen aus. Erst nach einiger Zeit

brachte sie es über sich, in atemloser, stockender Hast zu erzählen, wie sie schon seit einigen Tagen an Heinrich, ihrem Bräutigam, eine seltsame Unruhe bemerkt. Schließlich habe sie aus mehreren seiner Äußerungen erraten, dass er, von Eifersucht gefoltert, irgend einen Racheplan gegen Pauls Leben geschmiedet. Da habe sie, um hinter das Geheimnis zu kommen, zu einer List gegriffen. Als er heute Morgen außergewöhnlich früh die Werkstatt betreten, habe sie ihren Bräutigam mit den Worten empfangen: eben gehe das Gerücht durch die ganze Stadt: Paul Steinacher sei tot, man habe seine Leiche gefunden. Da müsse denn doch in Heinrich das Gewissen erwacht sein, er sei kreidebleich geworden, habe sich verflucht und sich wie ein Wahnsinniger gebärdet. In diesem Zustand habe er ihr gestanden, dass er das oberste Brett des Gerüsts, auf welchem Paul im Hause des Bankiers Weber zu malen hatte, künstlich so gelegt, dass es notwendig, sobald es ein Fuß betrete, umschlagen musste.

»Was sagen Sie?« presste Emma, als sie dies vernommen, hervor, »und Paul —, wann betritt er das Gerüst?«

»Das weiß ich nicht,« rief das Mädchen; in Tränen ausbrechend, »eilen Sie nur zu ihm — o Gott — Heinrich ein Mörder — eilen Sie zu ihm. Er kann es ja in jedem Augenblick betreten, und ich sah den Gartensaal, in dem

das Gerüst steht — es ist eine Höhe — wer herunterstürzt, bleibt für immer liegen.«

Emma starrte die Verzweiflungsvolle entsetzt an, keines Wortes, keiner Bewegung fähig. Nur der eine Gedanke bohrte sich ihr weh und gewaltsam ins Gehirn: ›Du siehst, du hörst ihn nicht mehr‹; alles übrige Denken und Fühlen blieb ihr wie von dieser Vorstellung verschlungen.

»Eilen Sie, ehe es zu spät ist, zu Ihrem Gatten,« rief Louise, die Hände ringend, »vielleicht ist es schon zu spät, vielleicht liegt er bereits zerschmettert.«

Dieser Verzweiflungsschrei brachte die Schmerzgelähmte wieder zu sich; es brauste ihr in den Ohren; wie im Taumel stammelnd, wie im Rausch, alle ihre philosophischen Grundsätze zu Hilfe rufend, dankte sie dem Mädchen, klingelte und befahl dem aus dem Bett geholten Kutscher, sogleich anzuspannen. Mit Gewalt, alle ihre philosophischen Grundsätze zu Hilfe rufend, kämpfte sie, solange sie auf den Wagen warten musste, ihre fieberhafte Erregung nieder, aber ihre Phantasie war mächtiger als ihr Verstand; sie warf die Bücher, die sie ergriffen, auf den Tisch, malte sich Pauls Lage mit den wildesten Farben aus und stöhnte unter den Eindrücken ihrer erhitzten Einbildungskraft laut auf.

Und wenn es zu spät war, wenn sie ihn als Leiche wiedersähe? Nein! Nein! Nur zu ihm, gewiss — er

zögerte noch, das Gerüst zu betreten; es war 5 Uhr; da schlief er noch — um 6 konnte sie bei ihm sein, das Drohende abzuwenden. Also zu ihm! Noch in dieser Stunde! Ihn wiedersehen? Und unter welchen Umständen?! Sie dachte nicht mehr daran, dass er in Gefahr schwebte, dass sein Fuß das verhängnisvolle Brett betreten könne, ehe sie ihn daran zu verhindern vermochte — wie ein Blitz schlug es vor ihr nieder — sie dachte jetzt nur an das Wiedersehen, daran, dass sie seine Retterin werden könne und dass er — vielleicht — wär's möglich? — Es beschlich sie ein eigentümliches Wonnegefühl, dass er, wenn er ihre Angst, ihre Sorge um sein Leben ihr in den Augen lese — —! Ja, das war Hoffnung, wie hingebend weich ihr auf einmal ums Herz ward! Gewiss, er konnte seiner Retterin nicht länger zürnen, sie hatte ja ihren Fehler wiedergutmacht, hatte bewiesen, wie sehr sie ihn lieben gelernt. Gewiss, das war der Moment — das besiegte ihn, versöhnte ihn, und er war der Ihre, sie die Seine für immer.

Als sie bereits im Wagen saß, erschien sie zwar äußerlich gefasst, in ihrem Inneren sah es desto wüster aus.

Ihrer Leidenschaftlichkeit kam der Wagen nicht rasch genug von der Stelle, es drängte und zog sie innerlich vorwärts, es war ihr, als müsse die Natur mitleidig ein Übriges tun und ihr für kurze Zeit Flügel verleihen, und

dann stellte ihr Verstand ihr das Unsinnige, Zwecklose all dieser Ideen vor die Seele und zeigte ihr, wie mitleidslos grausam das Schicksal meist unsre liebsten Wünsche unberücksichtigt lässt; uns den Becher, den wir eben an die Lippen setzten, aus der Hand schlägt, dass uns seine Scherben die Finger blutig schneiden. Dann sank sie in die Polster zurück, stöhnte, schloss die Augen und überließ sich ganz den Martern der Erwartung, die an ihren Nerven rissen, dass jede Faser an ihrem Leibe zu zucken begann. Immer war es ihr, als komme sie zu spät, als habe der Himmel beschlossen, sie zu strafen, ihren Stolz, ihre Selbstsucht zu brechen, ihr zu beweisen, dass es ein Höheres gebe im Leben, als hohe Geistesgaben, und dazwischen träumte sie von seiner Dankbarkeit, seinem Kuss —!

Endlich, endlich hielt der Wagen vor der Villa.

Das Haus machte einen schläfrigen, einsamen Eindruck, inmitten des Gartens, im Licht dieses trüben, regnerischen Herbstmorgens. Als sie die Treppe hinaufeilte, wunderte sie sich darüber, dass das Tor offen stand, dass ihr kein Mensch entgegentrat und dass in dem Hausflur jene sonderbare Verwahrlosung herrschte, die auf außergewöhnliche Ereignisse schließen ließ. Rings an den Wänden prangten Blumen, alle Gasflammen brannten, auf dem Marmorboden lagen Blumensträuße, Papierhüllen, Handschuhe zerstreut.

Emma hielt den Atem an. Die Ausgestorbenheit der Räume hemmte ihre Empfindungs- und Gedankenwelt, sie fürchtete nicht, hoffte auch nicht, es lag wie ein zurückgedämmtes Fieber auf ihren Nerven. Die Türen standen fast im ganzen Hause offen, ein heißer, mit verschiedenartigen Gerüchen geschwängelter Dunst lagerte sich aus der Luft über die Gegenstände ab, und, als sie in den ersten Saal trat, bemerkte sie, dass sich hier eine zahlreiche Gesellschaft an reich besetzten Tafeln die Nacht hindurch hatte wohl sein lassen; das bewiesen die Reste der Mahlzeit, die geleerten Flaschen, die umgestürzten Stühle. Wie traurig die Gasflammen der Kronleuchter im grauen Morgenlicht flackerten, die Trümmer dieses Schlachtfeldes der Vergnügungen grämlich mit gelbem Glast überzogen; wie trübselig dieser verlassene Prunk, diese leeren Tische anmuteten; es war, als spottete die Pracht der Wände der genossenen Lust, als witzelten die hüpfenden Flammen über die Vergänglichkeit der Genüsse.

Neben der Türe lag ein Diener auf zwei Stühlen und schnarchte; Emma dachte daran, ihn zu wecken, um nach den Bewohnern zu fragen, zog es alsdann aber vor, weiter zu eilen. Wahrscheinlich schliefen nach den Anstrengungen der durchwachten Nacht sämtliche Hausbewohner, selbst die Dienerschaft schien ihre Pflichten im langentbehrten Schlummer zu vergessen. Sie beschloss daher, zu warten, da es ja in diesem Fall nicht

eilte, Paul vor dem Gerüst, das er heute schwerlich besteigen würde, zu warnen.

Als sie das Ende des Saals erreicht, kam es ihr vor, als vernehme sie Stimmen; sonderbar, ganz schlummerselig scholl das Echo durch die leeren Gemächer, ersterbend schlug es von den verschlafenen Wänden zurück. Dieser aus dem Grab hervorhallende Ton stimmte Emma misstrauisch; es begann sie zu frösteln, sie gähnte mehrmals und fühlte eine unüberwindliche, unbehagliche, fast fieberartige Schlafneigung. Nur wenn sie daran dachte, dass sie heute noch Paul gegenüberstehen sollte, kam sie wieder zu sich und dann presste ihr eine wehe, krampfartige Beklommenheit die Brust. Dachte er noch manchmal an sie? Wie würde er ihr plötzliches Erscheinen auffassen? Würde er ihr verschlossen oder herzlich entgegenkommen? Und wie lebte er mit Elisabeth? Rechtfertigte auch das, was sie ihm mitzuteilen hatte, ihren Besuch? Sie hätte ja auch eine Dienerin schicken können; es sah doch schließlich, wenn sie kam, ihn selbst aufzusuchen, aus, als könne sie nicht ohne ihn existieren? Alle diese Fragen fielen ihr schwer auf die Brust, als sie nun in dem kleinen Wintergarten angelangt war, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte. Das eintönige Rauschen des Strahls vermehrte Emmas seltsame, aufgeregte Schlaftrunkenheit, und da sie sich in einem Sessel niederließ, wäre sie vielleicht eingenickt, hätten nicht

plötzlich bekannte Laute ihr Ohr berührt. Das war die Stimme Pauls, sie klang zwar gedämpft, aber vernehmlich von rechts her durch die mit bunten Lampen geschmückten Gebüsche. Emma stieg das Blut in die Schläfen; dieser Klang weckte wieder ihre ganze, bis zur Leidenschaft gesteigerte Liebe, ihre brennende Reue, und der glühende Wunsch, ihm zu Füßen zu stürzen, ihn um Verzeihung zu bitten, sich vor ihm zu demütigen, rang aufs Neue mit ihrem Stolz. Eine andere Stimme, die Stimme Elisabeths, antwortete.

Emmas Herz, dem eigentlich, da es grad, einfach und groß empfand, die Regungen der wirklichen Eifersucht von jeher fremd geblieben, krampfte sich doch zusammen, als diese beiden flüsternden Stimmen so sonderbar kosend und schäkernd durch die Blätter herüberdrangen; es packte sie, wie eine Angst vor sich selbst, vor ihrer eignen Hilflosigkeit, als müsse sie sich etwas unsagbar Trauriges verbergen und sie wandte ihr Haupt ab von der Stelle, von der die Töne kamen. Doch das wusste sie ja: seine kindliche Natur war keiner Schändlichkeit fähig; sie durfte ihm, obgleich sie ihn aufs tiefste beleidigt, keine so niedrige Rache zutrauen.

War er doch ein verschämter, schüchterner Mensch, der vor dem Ewigweiblichen die höchste Ehrfurcht hegte. Sie erhob sich sogar, um sich zu entfernen, denn ihrem Charakter lag jede Neugier fern, aber in diesem

Augenblick sah sie ein rosarotes Ballkleid durch die Myrtengebüsche schimmern und bemerkte, wie hinter dem breiten Fächer einer Palme ein schwarzer Gesellschaftsanzug zum Vorschein kam. Mit innerem Widerstreben wendete sie langsam den Kopf; ein eisiger Schauer fror ihr vom Herzen nach dem Hirn; was war das? Dort — hinter dem Palmenschaft — unmöglich; ihr Gesicht nahm einen enttäuschten, angstvoll schmerzlichen Ausdruck an, als sie einen nackten Frauenarm sich um diesen schwarzen Anzug schlingen, ein Haupt sich im Kuss auf ein anderes herabneigen sah. Doch sie sah mehr ... das Erniedrigendste! Ihr Mund, der sich blau färbte, öffnete sich wie zum Schrei; ihr entsetzter, gequälter Blick blieb ausdruckslos an dem Bild haften, das sie nicht zu begreifen schien. Also doch! Du hast ihn verloren! Du bist gestraft, so grausam, wie du es verdienst, — und er tut recht, denn du wiesest seine Liebe von dir —!

Sie sah, hörte nichts mehr, sie floh von dannen, als verfolgte sie die Hölle. Wie klein, wie gedemütigt, wie erbärmlich sie sich auf einmal vorkam. Da begann es unheimlich ihr Hirn zu durchwühlen; es war ihr, als krieche eine ekelhafte, schwarze Spinne durch die Kanäle ihres Hirns — o nur nicht werden wie die Mutter, lispelte sie und presste die Hände vor die Stirne; aber das Schicksal ist unerbittlich, sie wusste es. Nur diesen peinlichen Druck im Kopf verbannen! — Aber er wollte

nicht weichen, er nahm zu und eine hämische Stimme lispelte: ›ich fasse dich doch, du bist mir verfallen, es liegt dir im Blut von der Mutter her; —‹ und eine andere Stimme antwortete: ›Dämon, ich bin mächtiger als du, denn ich bin der Tod und mir ist alles untertan...‹

* * *

XII. Kapitel

Es mochte gegen 9 Uhr morgens sein, als sich Paul aus den Armen Elisabeths riss.

»Und jetzt, nachdem du die ganze Nacht durchwacht, willst du arbeiten?« fragte ihn Elisabeth, ihm liebevoll die Wange streichelnd.

»Gerade in solchen überreizten Stimmungen arbeite ich am besten,« sagte er verdrießlich und entzog sich beschämt ihren Liebkosungen.

»Warum ziehst du die Stirne so in Runzeln?« entgegnete sie.

Er wandte sich angeekelt von ihr ab und sah ohne zu antworten, starr, finster ins Weite. Sie schmiegte sich an ihn; er drückte sie leise von sich weg; man sah ihm an, dass er sie lieber heftig von sich gestoßen.

»Lass' mich, lass' mich!« sagte er, indem sein Gesicht einen wahrhaft unglücklichen Ausdruck annahm.

Dann verließ er sie, um das Gerüst zu besteigen und sich im Drang künstlerischer Arbeit Zerstreuung zu suchen.

In welch' elender Stimmung er sich befand, wie öd, wie nüchtern nach dieser verstürmten Nacht ihm die Welt ins müde Auge starrte; er hätte sich selbst beohrfeigen mögen, so unzufrieden war er mit sich, so sehr bereute

seine feine Natur, dass er sich vergessen, sich benommen wie ein gemeiner Lüstling! Und wie er nun dies Weib, das ihn besiegt, hasste, ganz seiner sanften Art entgegen, ballte er die Fäuste und schäumte innerlich vor Wut, welche Wut er schließlich gerecht genug war auf sich selbst zu richten. Heftiger denn je erwachte jetzt, da er die erniedrigende Liebe dieser Kokette genossen, die Sehnsucht nach Emmas lauterer Natürlichkeit, ernster Würde in ihm, und er beschloss, heute noch zu ihr zurückzukehren.

›Ja! Ich will nicht länger den gekränkten, tugendstarken Helden spielen, ich will ihr zu verstehen geben, wie mir's ums Herz ist, wie ich sie trotz all ihrer Fehler liebe; es soll alles wieder gut werden zwischen uns,‹ dachte er, indem er ins Freie trat. Dann wieder raunte ihm sein Stolz zu, er dürfe noch nicht verzeihen, er müsse sie noch im Ungewissen lassen, aber da brannte ihm auf einmal die Wange —: sie hatte an ihm gesündigt, er hatte nun auch an ihr gesündigt, schwer und unverzeihlich. Der Entschluss reifte in ihm, ihr seinen Fehltritt, seinen Verrat offen einzugestehen.

›Das ist der Prüfstein,‹ rief er sich zu, ›nur so vermagst du dich zu überzeugen, ob sie dir völlig ergeben, ob sie ein wahres Weib. Sie soll wissen, dass ich sie hintergangen, dann mag sie entscheiden, ob wir noch zusammen gehören können, ob ihre Liebe mächtig genug

ist, auch den Schwachen, Abtrünnigen neben sich zu dulden, ob ihre Reue aufrichtig genug ist, um jede Strafe als eine verdiente ansehen zu können.« Von diesem Gedanken beseelt, fühlte er plötzlich alle seine Kräfte wachsen. Augenblicklich wollte er zu ihr eilen; jetzt, da ihm noch die Folgen seines Fehltritts das Herz bedrückten, wollte er sein Geständnis ablegen.

Als er, von diesen Phantasien beherrscht, auf den Gartensaal zuschritt, bemerkte er nicht, wie der alte Gärtner von weitem auf ihn zueilte, beständig mit dem Grabscheit winkend.

»Herr Steinacher, Herr Steinacher,« rief der alte Mann, »kommen Sie doch, 's ist was passiert, hören Sie doch.«

Paul blieb stehen.

»Was ist denn,« sagte er ungeduldig.

Der Alte hinkte heran.

»Kommen Sie mal mit, Herr,« hustete er, nach dem kleinen Tempel deutend, der zwischen den Bäumen weiterhin sichtbar ward.

»Ich habe keine Zeit,« entgegnete Paul unwirsch —.

»Ja, kommen Sie nur,« fuhr der andere flüsternd fort, Paul am Rockknopf ziehend, —»'s ist was ganz Merkwürdiges — ein Weib — Herr —.«

»Ein Weib?«

»Ein — ja eine Ersoffene.«

»Was?«

»Wir haben eben, ich und mein Knecht, ein Weib aus dem oberen Teich herausgezogen,« keuchte der Alte mit wichtigem Gesichtsausdruck.

»Was?« stieß Paul bestürzt heraus.

»Ja, so ist's, kommen Sie nur mit,« sagte er geheimnisvoll grinsend, »'s ist ein sehr schönes Frauenzimmer, sie ist pudelnass natürlich. Wir arbeiteten grad am kleinen Tempel, wissen Sie, als wir was rauschen hörten — mein Junge lief hin — nun da sah er die Bescherung — da schwamm was Schwarzes im Wasser. ›Holla,‹ rief ich, ›willst du dort liegen bleiben?‹ Es gab keine Antwort, sondern tauchte unter und wieder auf, und jetzt sah ich auch ein kreideweißes Weibergesicht im schwarzen Wasser. ›Hollah!‹ dacht' ich, ›die hat's eilig mit dem Himmelreich‹, und watete in den Schlamm durch die Binsen und konnte sie mit leichter Müh' an den Kleidern herausziehen, denn dort ist der Teich am Grund dicht bewachsen, man sinkt kaum unter. Wir trugen sie gleich in den Tempel.«

»Lebt sie noch?« fragte Paul beklommen.

»Sie muckst sich nicht,« sagte der Alte, »sie ist ganz starr.«

»Geh', ruf den Arzt,« befahl Paul, »lass' mich allein,

ruf' den Arzt.«

»'S ist recht,« sagte der Alte und hinkte davon, während Paul rasch dem kleinen Tempel zuschritt.

›Ein Weib! Wird eine arme Landstreicherin sein,« dachte er und eilte, ohne eigentlich Mitleid zu empfinden, nur vom Wunsche zu helfen beseelt, weiter, bis er den Tempel erreicht. Im Ganzen kam ihm dieser Vorfall, der seinen Gedanken eine andere Richtung gab, recht gelegen, er riss ihn aus seiner öden Stimmung, flößte ihm Tatkraft und Entschlossenheit ein.

Als er einen Blick durch die offene Tür des Lusthäuschens warf, durchfuhr ihn, er wusste selbst nicht, welche jähe Erinnerung; eine Farbe, die er dort im Halbdunkel des engen, fünfeckigen Raums schimmern sah, beunruhigte ihn, kam ihm bekannt vor, und als er nähertrat, bemerkte er, dass es die dunkelgrüne Farbe eines Frauenkleids war, die ihn so wunderbar erschreckte. Von dem einzigen blaufarbigen Fenster des Raums beleuchtet, lag die Unglückliche auf einer eisernen Gartenbank; er sah bis jetzt nur ihre Stiefelsohlen, die ihm zugekehrt waren, sprang die paar Stufen hinauf und wäre beinahe auf den Sandsteinfliesen ausgeglitten, die der nasse Körper des Weibes mit einer Wasserlache verunreinigt. ›Am besten beginne ich gleich mit den Atmungsversuchen,« dachte er, nun doch ein wenig erregt und sich mit jener Scheu, die der Anblick

des Elends dem Menschen einflößt, von der Langhingestreckten abwendend. Doch das war feige, er schalt sich und schritt dann, nachdem er sich an das blaue Halbdunkel des Raums gewöhnt, auf den Körper zu.

Der Atem stockte ihm, die Augen traten ihm aus den Höhlen — nein! Das konnte nicht sein, das war ja der helle Wahnsinn. Er griff sich langsam an die eiskalt werdende Stirn und, während sich seine Brust, nach Fassung ringend, krampfhaft abarbeitete, war es ihm, als rissen unzählige Wirbelstürme von allen Seiten an seinem Körper.

»O! O!«

Dieses wachsbleiche Gesicht, dieser zusammengekniffene Mund, diese triefenden Haare — er stöhnte auf — alles so still, kalt und starr, was da vor ihm lag — sie war es gar nicht mehr und war es doch —.

»Emma!« schrie er jammernd, knickte in die Knie, umfasste zuckend den schwer herabhängenden Kopf der Unseligen. »Sie weiß alles!« rief es in ihm, »sie kennt mein Vergehen — und o, wie sie mich liebte —!«

Laut jammernd rief er kindisch, ihre kalte Wange liebkosend:

»O, wie du mich liebtest, nicht wahr?«

Dann verließ ihn die Besinnung. So lag er, bis eine raue Hand, die Hand des Gärtners ihn aus seiner

Betäubung rüttelte. Ein fremder, schwarzgekleideter Herr beugte sich, ganz in seine Wiederbelebungsversuche versunken, auf die Verunglückte herab, regelmäßige Bewegungen mit ihren Armen aus führend.

Paul schlug, sich auf den Boden werfend, sinnlos wütend um sich; es lebte nur die eine zermalmende Empfindung in ihm: ›du hast sie getötet!‹, und diese Empfindung zerriss ihm die Brust, verwirrte sein Denken bis zur Raserei.

»O, lasst mich, was beginnt Ihr?« rief er, des Gärtners Beruhigungen abwehrend, »ich will nicht leben, ich will nicht — lasst mich — es ist alles aus —.«

Und er drückte mit dem Kopf gegen den Fußboden, als wolle er sich in die Erde verkriechen, wo sie am tiefsten ist.

* * *

XIII. Kapitel

Als Paul wieder zu sich kam, fand er sich in seinem eignen Hause, auf seinem Bette liegend. Was war geschehen? Warum befand er sich hier? Er wusste nichts mehr von den Ereignissen, die ihm kaum eine Stunde vorher das Herz zerrissen! Doch! Jetzt dämmerte es! Aus der angenehmen Nacht, die ihm die Schläfen kühlte, drang wieder der grelle Strahl des Bewusstseins. Da lag es vor ihm; sein ganzes Elend grinste ihn hohnlachend an wie mit blutigen Zähnen, und er stand ihm machtlos, tat- und ratlos gegenüber! O, wenn er sich's doch verbergen könnte, wenn er doch nicht daran zu denken brauchte! Und die Trostlosigkeit seiner Lage begann schließlich sein Vorstellungsvermögen zu lähmen. Eine Schwerbesinnlichkeit hatte ihn befallen, die, als sie gewichen, einer dumpfen Gleichgültigkeit Platz machte.

Es lag ihm an seinem, an Emmas Wohl nichts mehr, er wünschte ewig vor sich hin zu träumen. Endlich ermannte er sich und frug den scheu eintretenden Diener mit dumpfer, gleichgültiger Stimme, wie er hier her gekommen, und dieser berichtete, dass man ihn vor einer Stunde nebst der Verunglückten in zwei verschiedenen Wagen des Bankiers hierhergebracht.

»So hat man alle Belebungsversuche aufgegeben?« frug Paul tonlos.

»Aufgegeben?« gab der Diener erstaunt zurück.

Bebend, sich abwendend, als wolle er die Antwort absichtlich überhören, frug Paul noch einmal.

»Nein, die Dienerinnen haben Ihre Frau,« erklärte ihm der Alte, »auf Wunsch des Arztes ins Bett gebracht.«

»So ist meine Frau hier?«

»Gewiss, der Arzt fuhr mit ihr im Wagen her; der Arzt lässt Ihnen sagen —«

Paul wandte sich hastig um, die stumpfe Gleichgültigkeit wich aus seinem Innern.

»Sie sollten,« fuhr der Alte fort, »Sie sollten Hoffnung fassen, meint der Doktor, die Verunglückte beginne zu atmen.«

»Was?« rief Paul, »sie lebt?«

Er atmete auf, als sei er der Ertrunkene, der wieder zum Leben erwachte. Er wollte sich aufraffen und wie ein Besessener hinunter, zu ihr eilen, fühlte sich aber an allen Gliedern wie gelähmt, auch hielt ihn der Diener zurück.

»Jetzt noch nicht,« sagte er, »der Doktor meint, er wolle Sie später benachrichtigen, wenn Sie hinunter dürfen — jetzt noch nicht.«

»Es ist gut,« stammelte der Maler, nervös zitternd, wie von einem Krampf befallen, »es ist gut, gehe!«

So wäre dies Unheil nur ein Traum gewesen? Eine

Prüfung des Schicksals? Vielleicht ein Mittel, um sie beide zu vereinigen? Und er hatte sie wieder? Sie war gerettet? Tausend Fragen bestürmten den Ungeduldigen — was sie von ihm denken mochte! Wie sie ihm begegnen würde! Ob sie ihn jetzt verabscheue, ihn hasse? O, war sie auch gerettet, er war es noch nicht, er war verlorener als je! Für ihn blieb sie tot! Schlimmer als tot.

War sie nicht in ihrer weiblichen Ehre verletzt? Zwar er hatte ihr viel zu verzeihen, doch durfte sie ihm offenbare Untreue verzeihen? Er kam zu keinem Resultat.

Als er, von diesen quälenden Vorstellungen gepeinigt, sich stöhnend an die Stirne griff, bemerkte er, dass der Diener noch nicht gegangen war; er fasste sich und blieb, den Ausdruck resignierten Leidens in den Zügen, aufrecht auf dem Bette sitzen.

»Was willst du noch?« sagte er rau.

»Der Doktor hat,« stammelte der Alte, »als er die Frau entkleiden musste, um die Atmungsbewegungen vorzunehmen, dies Notizbuch bei ihr gefunden. Er sagt, ich soll's Ihnen übergeben.«

Paul griff mechanisch nach dem durchnässten Ledertäschchen, öffnete es und fand darin seine Photographie, die er, wie im Zorn, zu Boden warf. Die Seiten des Büchleins waren mit Blei beschrieben; er überflog sie: es schienen abgerissene philosophische

Ideen, Kunstbetrachtungen, zuweilen kurze Reimzeilen zu sein. Eines der Blätter hing lose, und als er das Buch schließen wollte, fiel sein Blick auf die fast unleserlichen Worte:

»An meinen Mann!«

Das Blut schoss ihm in die Augen, zitternd überflog er das Blatt, vermochte aber die halb verwischten Schriftzüge mit dem besten Willen nicht zu entziffern. Offenbar hatte sie, ehe sie sich in die Wellen stürzte, an ihn schreiben wollen; ihre Aufregung schien dies Vorhaben unmöglich gemacht zu haben, die Buchstaben standen ordnungslos, oft sinnlos durcheinander.

In welchem Sinne hatte sie an ihn schreiben wollen? Wollte sie von ihrer Liebe, von ihrem Hass reden, verachtete sie ihn, oder wollte sie ihm vorm Tod verzeihen? Nur das einzige Wort: Schuld! ließ sich mit Mühe auf dem nassen Papier erraten, — in welchem Zusammenhang das Wort gebraucht war, blieb unklar. Dennoch saß Paul diesen ganzen Tag hindurch vor dem kleinen Blatt, das ihm so wichtige Rätsel aufgab, und erst, als ihm gegen Abend der Arzt melden ließ, Emma sei außer Gefahr und dürfe Besuche empfangen, riss er sich von den unentzifferbaren Buchstaben los. Sollte er jetzt zu ihr gehen? Das Herz zitterte ihm, wenn er daran dachte, sie zu sehen. Nein! Noch gab es ein Aushilfsmittel. Rasch entschlossen trat er an den Pult und

schrieb ihr einen Brief, in welchem er mit fieberhafter Hast in den gesteigertsten Ausdrücken seinen ganzen Gemütszustand enthüllte. Sein Vergehen suchte er als die Folge ihrer eignen Schroffheit und Herzenskälte hinzustellen; er bewies ihr dies mit dem Scharfsinn der Verzweiflung und gab ihr zu verstehen, dass sie ihn zu diesem Äußersten durch ihr Benehmen getrieben. Der Brief atmete einen männlichen, selbstbewussten, wenn auch resignierten Ton und schloss mit der Bitte, sie möge ihm gewähren, sich auch mündlich zu rechtfertigen, sie würde sich alsdann überzeugen, wie sehr er sie verehere und liebe, wie sehr er jene andere, mit der er sich vergangen, verabscheue, ja verachte.

Als er diesen Brief an sie abgeschickt, wartete er vergebens; es erfolgte keine Antwort. Er sah Emma mehrere Tage hindurch nicht, obgleich sie, wie er wusste, völlig hergestellt war. Wieder kehrte jene trübe Gleichgültigkeit in ihm zurück, immer mehr verdüsterte sich sein Gemüt, und er beschloss, um der Sache ein für alle Mal ein Ende zu machen, weit weg nach Italien zu reisen, es schien ja offenbar, sie wollte ihm nicht verzeihen, sie verschloss sich in ihren Zimmern, ein Zusammenleben war unter solchen Umständen nicht möglich.

Am Tage vor seiner Abreise suchte er noch einmal einen Lieblingsort im Park auf, eine einsame, dicht am

Weiher gelegene Bank. Jetzt freilich hatte der Novembersturm die vergilbten Bäume arg zerzaust. Der Kiesweg lag fußhoch mit farbigen Blättern bestreut; über den Spiegel des Weihers fröstelten die kalten Schauer des herannahenden Winters und zuweilen zitterte eine verlorene Schneeflocke wie ein Vorbote künftigen Gestöbers von den grauen Wolken herab. An sein zerstörtes Dasein denkend, sank der Maler auf die Steinbank, beugte das Haupt herab und spielte mit der Hand in den raschelnden Blättern am Boden. Eigentlich dachte er an gar nichts; es lag wie eine schmerzliche Schlaftrunkenheit über ihm, höchstens, dass ihm manchmal die Empfindung kam, Emma strafe ihn zu hart, doch blieben alle seine Reflexionen verschwommen; er gab sich seinem Gram auf träumerische Weise hin. Da das fahle Abendrot über den Teich herüberdämmerte und der Wind dringender über die schauernden Wellen strich, begann es ihn zu frieren. Er wollte aufstehen, aber das Rauschen der windbewegten Blätter fesselte alle seine Entschlüsse, es war ihm, als müsse er hier verbluten: Er schloss die Augen und dachte an den Schlaf der Erfrierenden. Wahrscheinlich wäre er auch wirklich eingeschlafen, plötzlich empfand er aber durch die geschlossenen Augenlider eine Verdunklung hindurch; es musste jemand zwischen ihn und die untergehende Sonne getreten sein. Ein jäher Stich durchbohrte ihm die Brust, er riss die Augen auf und stammelte verschlafen:

»Wie kalt es ist.«

Seine Ahnung betrog ihn nicht: Emma stand vor ihm.

»Du?« sagte er leise, indes ihm das Herz gefror und er fühlte, wie das Blut aus seinem Gesichte wich.

Ihr blasses Gesicht zuckte, als wolle sie sprechen, fände aber die Worte nicht. Tränen brannten in ihren demütig auf Paul gerichteten Augen.

»Paul,« flüsterte sie endlich mühsam, »dein Brief ...«

Mehr brachte sie, da er sich schweigend, die Lippen aufeinanderpressend, abwandte, nicht hervor.

»Mein Brief?« flüsterte er dann fragend, als erwarte er, dass sie fortfahre.

»Paul,« setzte sie noch einmal tief aufschluchzend, mühsam an, »kannst du mir verzeihen —?«

»Ich dir? —« stotterte er ablehnend und setzte mit dringender Betonung hinzu: »Du mir.«

»Wir tragen beide Schuld —« hauchte sie mit hochwogendem Busen, »aber die meine ist die größere, ich weiß es — ich weiß es, dass du mich liebst, immer liebtest — nicht wahr? Selbst da liebtest als du —«

Sie brach ab. Sie hatte sich ihm genähert; er sah bebend zu ihr empor, streckte langsam den Arm aus und sie fiel ihm, in die Knie brechend, laut aufschluchzend, um den Hals.

»O Paul,« schluchzte sie, »wenn du wüsstest, wie ich dich jetzt, jetzt liebe —«

Er zog die vor ihm Kniende fester an seine Brust —

»Und meine Schuld,« flüsterte er stammelnd in sie hinein.

»Still,« hauchte sie, ihm mit Küssen den Mund schließend, »seitdem du mir das angetan — seitdem du mich so tief gedemütigt — liebe ich dich noch mehr — kannst du es glauben? Es ist so!«

»Wie glücklich werden wir jetzt leben,« flüsterte er strahlenden Auges ihr ins Ohr.

Ende

* * *



Geprüft:
Sigil FlightCrew
Sigil epubcheck

